

## JUGENDSTARTEN.

\*\*\*\*\*

Von meiner Geburtsstätte an der Holbeinstrasse ist mir nichts in Erinnerung geblieben; man hat mir wohl später das Haus nahe am Hasenrain gezeigt, wo ich soll zur Welt gekommen sein, aber das Hasenbrünnlein dort hat mich viel mehr angezogen. Aehnlich ging es mir mit dem "Pfeuen" an der Sporen-gasse und dem "Kranichstreit" am Rheinsprung; in einem war mein Vater jung gewesen, im andern hatte mein Urgrossvater Forcart gelebt und vor beiden ging meinem Vater das Herz über, wie vom "Lohof" in der Steinevorstadt, den ich wohl noch betrat; er war des Vaters Gerberei. Mich ergötzten die schönen Nemen; aber an der Sporen-gasse war Markt und Rathaus schon für das kleine Büblein das Bedeutsamere, am Rheinsprung der Strom und der Blick auf das Käppelijoch. Die Gegend des damals schon verschwundenen Lohofs aber trat mir erst nahe, als ich, aus dem Wiesental zurückgekehrt, im Vaterhaus Albert Gesslers Privatstunden bekam, um Französisch nachzulernen; da war das ganze mittelalterliche Handwerk noch lebendig, in Dach und Fach und im Getriebe der Arbeit, sodass es für meine Vorstellung die Stätte wurde, wo König Rudolf beim Gerber eingekehrt war.

Der zweiten Wohnung meiner Eltern dagegen erinnere ich mich wohl noch, sie lag in einem Oberstock des Hauses am Sternengässlein, durch dessen grossen unbauten Hof ein Durchgang nach dem Aeschengraben führte - aus dem Stadtdüster zu den Blumen und der Sonne der Anlagen. Sie hatte nach dem Hof hin eine herrliche verglaste Laube; da wurde ich gefüttert; da erhielt ich die Ankenschnitte, mit der ich zum Spielen in den Hof hinabgeschickt wurde, und wenn die Mutter über der Schnitte zwei Zuckerstückchen aneinander rieb, wurde sie ganz herrlich. Wie die Wohnung sonst aussah, weisse ich nicht mehr; wohl aber ist mir die Gasse vertraut geblieben, wo in dem Winkel ihrer Biegung mein Onkel Gottfried Wackeznagel mit den Seinen wohnte, ein naher Freund meines Vaters und mein zweiter Götti, von dem wir später alte Kupferstiche nach alten Meistern erhielten, das Erste, was ich von italienischer Kunst sah, die Wände der Kinderstube waren nach und nach ganz damit geschmückt. Da war die Haustür wunderbar dunkelgrün und vor den Fenstern hingen Gitter; man stieg zur Tür ein paar Stufen empor. In der Strasse überfiel mich auch das erste Abenteuer. Die Weihnacht stand bevor, die Mutter hatte Geheimnisse. Sie zog mir einen weissen Mantel an

und setzte mir eine weisse Pelzkappe auf; daran war ein Pelztierlein mit einem fächerförmigen Schweif aus langem steifen Haar und mit glänzenden Glasäuglein befestigt, und ich musste immer die eigenen Augen schliessen, wenn sich die Kappe auf meinen Kopf senkte. Aber sie war doch prachtvoll schön. Die Hände in einen "Stoss" (Muff) ging ich in die Gasse hinunter. Die war still und verlassen, der Himmel stand tief grau darüber und bald fing es an, nicht nur zu dunkeln, sondern auch leise und mit immer grössern Flocken zu schneien. Alles wurde geheimnisvoll und schreckhaft. Aber das Aergste war plötzlich der Gedanke an die Aeuglein auf der Kappe, und so musste ich laut aufschreien. Ich schrie so lange, bis im vertieften Erdgeschoss nahe am Boden erst ein Vorfenster, dann ein Fenster dahinter geöffnet wurde und mich die gute Frau Wybert, unsere alte Nachbarin anrief und bald an der Haustür erschien, mich hineinnahm und tröstete. Die Pelzkappe freute mich von da an nur noch wenn die Sonne schien.

Das mag in meinem dritten Jahr gewesen sein. Von da an dauerte mein erstes Stadtleben nicht mehr lange, und was sich darin zuge tragen haben mochte, ist mir entschwunden. Vag sehe ich noch den Fischmarkt vor mir, hoch mit Wasser überschwemmt, indem hölzerne Böcke standen mit Brettern darüber, über die ich sorglich an der Hand geführt wurde, und von denen aus man in den Gassen "Bückti" (Böttiche) und gar einen Weidling schwimmen sah. Die schöne Bronzetafel am Rathaus, die an frühere Birsigüberschwemmungen erinnert, ist mir von daher immer bedeutsam gewesen. Wer vermag sich heute dabei noch etwas vorzustellen! Vag habe ich auch noch das Gebäude der "Schol" an der Sporen gasse vor mir, aber mit geschlossenen Läden; es wurde mir gezeigt, weil daher früher die Häute gekommen waren, die im Lohof gegerbt wurden. Von andern Oertlichkeiten weiss ich aus dem Ende der siebziger Jahre nichts mehr zu erzählen. Freilich habe ich dann später, als ich nicht mehr in der Stadt wohnte, noch manche andere kennengelernt, auf die ich noch da und dort zu reden kommen werde. So ist eigentlich nicht Basel mein Jugendland, so wenige Jahre ich dann im wirklichen verbringen durfte.

Mein Vater zog mit den Seinen ins Wiesental, und da fand es sich. Ich sage nicht: in Brombach und in der dort eingerichteten Gerberei; trotzdem diese der Herzpunkt war. Der ganze Talboden gehörte dazu, vom Rötler Schloss beherrscht, weit ausgebreitet, von der Wiese und den vielen "Teichen" belebt, mit Steinen, Hauingen, Hägelberg im Hintergrund, "Lörch" im Ausblick nach

der Heimat, hinter der Brombacher Kirche durch aufsteigende Wälder gegen den Himmel begrenzt. Mit den lustigen Buben und Mädchen, den arbeitsamen Männern und den vielen Frauen, die die "Chappe" auch noch an Werktagen trugen, auch über weissen Hemdärmeln, und die alle so urchig markgräflerisch redeten, dass auch zugewanderte, wie wir und Arbeiter der grossen Weberei wie am Dorfbrand, sie annehmen mussten, wenigstens, wenn wir nicht in unsern Häusern waren. Nicht erst in der Erinnerung hat mir Hebel das Tal besetzt; er hatte noch nirgends ein Denkmal, als ich ein kleiner Bub war, aber er lebte in allen Herzen und ein Schein seines offenen, gesunden und frommen Wesens lag über uns, ein Klang seiner Lieder schwebte zwischen den Kirchtürmen und schwang in den Glocken mit. Von ihm her wussten alle, was Dichtung bedeute und was Heimat heisse. Dass man dieses Bewusstsein auch weiter tragen könne, habe ich später erfahren; aber ebenso, wie es damals trotzdem an den alten Stätten unauslöschlich haften bleibe, ungeteilt, wenn auch verbreitert und vertieft. Täglich schweift mein Blick in mein Jugendland hinüber; nur mit tiefer Erschütterung habe ich es nach den beiden Kriegen wieder betreten und wenn ichhees durchschreite, übt es denselben Zauber, wie einst, trotz allen Veränderungen, die ihn mir stören möchten. Und wahrlich ist es der alte Dichter, der ihn mir aufbewahrt hat; und während seiner Zeit sind ihm auch noch Helfer erstanden, Männer, die die Verehrung für ihn mächtig zu vertiefen wussten, vor ihnen Allen unser Andreas Heueler der Sprach- und Herzenskundige, aber neben ihm auch ein anderer Dichter von eigener Art und mit Schicksalen, die dem von Hebel wenig gleichen, der aber den Klang über dem Tal noch voller gemacht hat: Hermann Burte, der Neffe unseres vertrauten Hausarztes von anno dazumal. So ist Alles verflochten, was von der Jugend übrig blieb. Von andern Verflechtungen wird noch viel die Rede sein. Diese hat ihren ganz besondern Platz, aber da sie noch dauert, soll nichts berufen werden.

Brombach war noch ein Bauerndorf; die aufkommende Industrie hatte diesen Charakter noch nicht verwischt. Sie war die Gründung einer sargauischen Familie, während sich in der Umgebung die baslerische Industrie ausgebreitet hatte. Auf dem Gottesacker standen die weissen Denkmäler der Gründer, eines ehrenfesten Ehepaares, das ich nicht mehr gekannt habe; Söhne und Töchter waren grosse Personen für die Dorfbewohner, auch für uns, mit denen zwar die Eltern gemessen verkehrten, die aber in der Gerberei seltene Gäste waren. Hingegen standen uns zwei der Familie angehörige Mitarbeiter sehr

nahe. Der Eine freilich entschwand uns bald, seine Tochter wurde später die Frau eines eigenen treuen Mitarbeiters (Dr. Paul Veerwein), und unvergänglich lustig war für uns die Geschichte eines Weihnachtsgeschenkes, das er einmal meiner Mutter überbrachte. Die Arme nahm es verwirrt entgegen mit den Worten: Aber, schenken auch Sie mir noch eine Kleinigkeit! Der Andere aber wohnte mit seiner herrlichen Lörracher Frau und seiner Kinderschar im Brombacher Schlössli, das zum Teil baulich wiederhergestellt war, an das aber noch Ruinenmauern mit Bogennischen anstießen. Junkerlich ging es zwar im Schlösslein gar nicht zu, aber man war doch stolz, dort hinkommen zu dürfen. Das Hausregiment führte, von der Hausfrau trotz seiner schon beginnenden Wunderlichkeit sicher geleitet und mit unbegrenzter Ergebenheit für sie, ein schwäbisches "Bäbele", das der Familie aus der Heimat gefolgt war und dann bis zu seinem Tod bei ihr verblieb. Seine Macht färbte den Dialekt der Kinder so stark, dass man sie heute noch spürt, wenn man eins von ihnen wieder trifft. Aber wohl war es einem doch im Garten und im Haus; die Kinder waren zum Teil älter als ich, aber gerade darum zog es mich besonders stark zu ihnen. Hinter dem Schlösschen ging es eine Anhöhe hinauf zur schönen alten Kirche; da sassierte erst ein alter, etwas kauziger Herr Pfarrer und später ein Nachfolger, der mir wie ein Apostel vorkam und auf den ich mein erstes Gedicht schreiben musste, so hingerissen war ich, wenn er in dem hellen feierlichen Raum von der Kanzel zur Gemeinde redete. Und da hab ich nicht nur die Glocken ziehen helfen - dabei wurde man herrlich an ~~die~~ den Seelen hochgezogen und wieder abgesetzt; wenn beim Ausläuten die Glocken noch fortschwangen - und in der Kirche hab ich auch mein erstes Geld verdient: ich durfte dem Dorflehrer die Orgel treten und bekam zwanzig Pfennig. Es dauerte viele Jahre, bis sie neckten. Wirtshäuser gab es im Dorf genug; man kannte alle; wichtig waren mir nur zwei, das Oberste bei der Weberei, weil dort mein guter Schulfreund Karl wohnte, ein breitgelagertes Gebäude mit bombierten Fensterscheiben, wie solche auch das Hagener wirtshaus hatte, - die spiegelten merkwürdig und der Gehen in der Dorfmitte, nahe am Platz mit der Linde, die vor der einen der Dorfschulen stand, selber von Büusen beschattet. Das war auch die Metzg und da ging etwa nach dem Nachtessen der Vater hinauf, und sass mit den Dorfherren im Nebenstübchen. Das grosse alte Schulhaus hinter der Linde hat auch mich aufgenommen. Ich höre noch, wie man sagte: "Herr Lehrer ischs erlaubst, dass i raus darf?" (So lautete die sakrosante Formel) und höre



noch, meine Klasse singen: "Goldne Abendsonne, wo die "Kanone" drin vorkam, ( was hätte es sonst geheissen: "nie kann ohne Wonne Deinen Glanz ich sehn" ?). Ich sehe mich noch, zwei 'runter kommen und ein paar Minuten später wieder einen 'nauf, oder die bunten blanken viereckigen "Fleisszeddel" an mir vorüber in die Federschachtel des Erhävern wandern. Wir hatten prächtige Lehrer; der jüngere, ernste gab mir Geigenstunde, der ältere, ein grundgütiger Mensch wurde von allen Buben und Mädchen geliebt. Seine zwei Kinder, damals schon erwachsen, verloren wir nie aus den Augen und der Sohn wurde später ein hochgeschätztes Faktotum in der Druckerei der Baseler Nachrichten, und behandelte mich bis an sein Ende als den Sohn aus der Gerberei, an der er auch gehangen hatte. Neben der Schule, war der kleine Consumladen, zu dem man hoch hinaufsteigen musste, voll von herrlichem Duft, (Rosinen und dürre Zwetschgensa dazwischen Schuwichse und Seife), und es gab "Däfel", wann man mit der Mutter kam.

Dann aber gings beim Ochsen den Stutz hinunter und an der ewig klappernden Mühle, an ihren Ross- und Kuhställen und zuletzt an ihrer Oelmühle vorbei, (wer weiss, wie heissgepresste Oelkuchen schmecken, die man gleich unter dem Stein wegbricht, wenn er stillsteht), über den Teich, der von der Mühle nach dem Radhaus der Gerberei hinunterfloss, an unserm dreieckigen Hausgarten mit dem Mäldchen an der obern Spitze vorbei, und an dessen anderer Langeseite kam man einen Tannenhag entlang zur Gerberei. Im langen Hauptgebäude lagen unten die Geschäftsräume, im ersten Stock die elterliche Wohnung, herrlich gemütlich, obschon auch eine feierliche Visitenstube darin war, (ihre Hauptbedeutung zeigte sich für uns an der Weihnacht). Das Stockwerk war nicht ganz ausgebaut; am Ende, gegen das Radhaus hin zu, lag ein grosser/geweisster Raum, nur für eine Speisekammer unterschlagen. Dort stand das grosse Wasserbücki mit dem Hahnen unten, das alle Tage am Dorfbrunnen gefüllt werden musste. Das Wasser, das dem Abwaschbecken in der Küche zupfloss, durfte nicht getrunken werden. In der "grossen Stube" aber war ein Tummelplatz für uns Kinder, wenn draussen nicht schön war; da stand das "Schwingross" und hing eine Schaukel; der Platz reichte auch für Fahrten auf meinem Kinder-Dreirad und für die Puppenstuben der Schwestern. Da wurde die Glättereier veranstaltet und da gebadet. Einmal sasssen mein Schwesterlein und ich in einem Onkeln Schwefelbad; es wurde Nacht und der Mond schien gespenstig auf die weissen Wände: die Mutter kam nie und nie - da wurde es ein gleicher Schrecken wie damals im Gässchen. Aber sonst wars warm und hell im Haus, wenn nicht etwa die Sorgen der Eltern gar zu arg wurden. Es kamen

auch Andere gern herein und brachten Leben und Anregung für die Kinder mit. Der Garten vor dem Haus mit seinen Spalieren und Blumen und der Gemüsegarten jenseits des Teiche, wo\*die Häute geschwemmt wurden, waren wohl gepflegt, aber doch nicht so gehalten, dass die Kinder drin nicht hätten spielen dürfen. Die Spargeln und Tomaten mussten freilich mussten im Gemüsegarten respektiert werden; sie bildeten den Stolz der Mutter; aber Spargelstechen war ja ein Hauptvergnügen und zeitige Paradiesäpfel ein Hochgenuss. Die Gerberei war den Kindern mit samt ihrem Personal in allen Winkeln vertraut und gehörte zu ihrem Reich. Ich schildere sie hier nicht; ich habe das vor Jahren einmal in Versen für die basler Gerberzunft, die ich im Anhang dieses Büchleins widergebe. Nur vom Rinden-schopf, von der Lohkäs-Hürde und den Lohhaufen um den Grubenplatz muss ich ein paar Worte sagen. Die Beigen von Rindenbündeln waren schon für sich ein Spielparadies; aber es stand im Schopf auch noch ein altes Walkernd vom Vorbesitzer her, das war eine radförmige Tonne, die sich einmal an ihrer Achse gedreht hatte, und deren Inneres durch ein kleineres Deckelloch zugänglich, ganz mit hohen gerundeten Holzapfen besetzt war; an Denen konnte man darin hinabsteigen und sich unten verstecken. Das hab ich noch als grosser Bub im Kummer über des Vaters Krankheit getan. Lohkäse wurde als billiges Brennmaterial hergestellt; wenn das Loh in den Gruben seinen Dienst getan hatte, brachte eine Presse einen Teil ~~darvon~~ davon in die Form quadratischer dicker Platten, die auf der schmalen fläche stehen konnten und diese Platten kamen dann zum Austrocknen in eine bedachte Hürde, die aus Holzplatten bestand. Damit die Luft überall zukomme, staken die Letten in gezahnten Brettern, die den Abstand sicherten. Wenn sich die Hürde im Herbst leerte, so liessen sich mit dem Letten herrliche Stuben bauen mit Wänden, Bänken und Tischen; das war ein unerschöpfliches Spiel. Aber erst die Lohhaufen! Da liess sich klettern und "gumpen", auch Ringplätze konnte es keine schönere geben, und wenn es von Zeit zu Zeit geschah, dass eine neue Grubentonne da zum Einsetzen bereit stand, gut verkeilt, dass sie nicht ins Rollen kam, waren die Diogenesse selig. Nahe bei dem Lohhaufen lag die Bahnlinie ins Wiesental; die Fahrgäste sahen uns besser, als die Eltern und einmal fuhr der alte Grossherzog das Tal hinauf, wahrhaftig in Uniform mit dem Eisernen Kreuz am Hals unter dem schönen grauen Bart stand er auf dem Balkon seines Wagens und grüsste uns Kinder unter unserer Schweizerfahne - freundlich mit der Hand an der Mütze. Gespielen aus dem Dorf fehlten

\*wo unterhalb des Brückleins

mir nicht; wir veranstalteten Reitertourniere (ich war nicht so gern das Pferd) und es wurden glänzende Schilde gefertigt; Helme waren schwerer zu runden, aber die herrlichen Deckel der Schachteln mit nürnbergischer Lebkuchen, mit dem goldenen St. Georg darauf, waren eine grosse Hilfe.

Wenn die Herbstzeitlosen blühten, kamen die Gespielen mit den Kühen auf die Matten bei der Gerberei und dann wurden am Reissigfeuer Kartoffeln gebraten, die wunderbar schmeckten; im Winter ging's zu den Grundwasserweiheren am nahen Wiesendamm und man versuchte die Schlittschuhe. Einmal freilich stürzte die arme Mutter so unglücklich, dass sie einen langen Augenblick ohnmächtig liegen blieb und wir sie hilflos weinend umstanden. Diese Weiher waren von Schilf und Rohr umgeben darin blühten, leider meist unzugänglich, die herrlichsten gelben Schwertlilien; so schön waren die für mich, dass nie eine später im eigenen Garten ihnen gleichkommen wollte. Sie waren der Inbegriff geheimnisvollen Reizes. Jenseits des Damms lag gleich das grosse "Wuhr" in der Wiese, unterhalb dessen unser Teich in den Fluss mündete. Es rauschte da manchmal gefährlich, ich erinnere mich zweier Hochwassernächte, wo der Vater auf dem Damm verzweifelt wehren half und die Mutter sich arg über sein Ausbleiben ängstigte. Erst in den letzten Jahren haben wir im Sommer beim Wuhr gebadet. Wir hatten einen Badeplatz unterhalb unseres Radhauses im Teich; da war eine Eisenstange quer überm Wasser befestigt. Die aber war schuld, dass ich in Brombach nicht schwimmen lernte, nur auf dem Rücken ging es ein paar Züge, von der Schliesse, wo man ins Wasser stieg, bis zur Stange. Rechne ich noch die Mastkörbe auf der Kiefer im Gartenwäldchen über dem Teich, so sind die Hauptmöglichkeiten, die sich uns boten, beisinander. Was Wunder, dass ich jahrelang ein verspielter Junge blieb.

Schon mehr zur Erziehung gehörte es, wenn ich mit dem Vater an Wintersonntagen Soldaten aufstellen durfte (wobei der alte Kanonier taktische Pläne durchführte, aber auch die schönen messingenen Geschütze mit Pulver lud und Papierkügelchen abfeuerte), oder wenn er die prächtigen Ritterfiguren hervorholte, die er aus altem Familienbesitz sorgfältig aufbewahrte - ich habe sie dann verlüderlicht -, oder wenn er die Laterna magica ihre zum Teil beweglichen Bilder an die weisse Wand zaubern liess. Ganz feierlich aber wurde es beim Schattenspiel. Das sollte aus dem weissen Hause stammen, von der Mutter des Grosspapa Forcart her, und bestand aus Cartonfiguren aus dem 18. Jahrhundert, die auf festen Drähten aufmontiert waren; darauf wurden sie aufeinander

hinter der beleuchteten Leinwand aufrechtgehalten und mit andern Drähten wurden ihre Gliedmassen bewegt. So erschienen ihre wunder-samen Silhouetten auf der Bühne und agierten höchst lebenswahr. Dieser Schatz ist ~~mir~~ zum Glück unversehrt erhalten; der Vater hat ihn selber noch gesehrt, um unsere Beglückung etwa durch einen Drachen oder die sieben Schwaben zu steigern.

So wars in Haus und Garten. Aber darin war das Jugendland nicht begrenzt. Der Wald hinter dem Dorf gehörte von der frühesten Zeit dazu. Am Schönsten war es zuerst, dort mit unserer Meler-Tante herumzustreifen und zu spielen, die immer Stift und Pinsel bei sich hatte, und der man zusehen durfte, wenn sie ihr Skizzenbuch mit den anmutigsten Bildchen füllte, auf den wir uns oft selber erkannten, ohne zu wissen, wie ernsthaft sie uns studierte. Amélie Im Hof hatte eine ausgesprochene und ernste künstlerische Begabung, die sie an der Zeichenschule und unter Ernst Stückelberg, dem nahen Freund ihres kunstsinnigen Vaters, dann längere Zeit mit besonderem Erfolg in Paris ausbildete, und auf deren Ausübung sie nach ihrer spätern Verheiratung nur mit Schmerzen verzichtet hat. Sie ist, über 90 Jahre alt, erst vor wenigen Jahren gestorben und es ist zu bedauern, dass unsere öffentlichen Sammlungen von ihrer Hand nichts sehr Bezeichnendes bergen. Sie hat sich auf einen kleinen Bezirk beschränkt, die Darstellung des Kinderlebens, hat aber darin eine liebenswürdige und vielseitige Eigenart entwickelt, wie sie denn als Persönlichkeit selber die verkörperte Liebenswürdigkeit war, voll vonaltbaslerischem bon-sens und dabei von tiefer verhaltener Empfindung. Beides kam in ihren Arbeiten zum Ausdruck, aber leider ist, was davon zurückblieb, ins Ausland abgewandert.

Frossaischer waren dann die Schulwege, erst der tägliche Gang ins Dorf und dann nach vier Jahren schon (ich war im sechsten Jahr eingetreten) der Marsch nach Lörrach ins "Schiff", so hiess das Gymnasium bei der Stadtkirche. Der brauchte ein Stündlein am frühen Morgen und in der Mitte des Nachmittags; über Mittag durfte ich in Lörrach bleiben an Kosttischen, die mehrfach wechselten, und oft bei den Freunden aus dem Brombacher Schlössli, deren Eltern eben der Schulen wegen nach der Stadt übergesiedelt waren, und bei denen es noch besser schmeckte, als bei den Lehrerfamilien, die mir Kost gaben. Die Landstrasse, am brombacher Gottesacker vorbei, lief erst unter Bäumen einem Bach entlang; wenn man, bei dessen Wendung gegen die Wiese über die beschattete Brücke kam, war man im offenen Feld und sah die Stadt vor sich, aber noch fern und es dauerte noch wohl mehr als zwanzig Minuten, bis man über den Lör-

racher Gottesacker hinaus bei der Suchardischen Schokoladefabrik war, wo es so stark nach Gesso duftete, wie zu Hause nach Häuten und Loh'; und dann war man noch nicht an der Bahnhof -Barrière, die so oft geseht war, und bei der schönen Villa Favre, - so vornehm, wie eine baslerische, - und noch nicht am "Hirschen" vorbei und am Ziel. Mein Freund aus dem Dorfwirtshaus wanderte mit mir und es gab allerlei Erleichterungen, namentlich für den Rückweg. Da fuhren die Leiterwagen, die Holz talab gebracht hatten, oft in ganzer Reihe leer zurück nach Seinen oder weiter/hinauf, und man durfte aufsitzen; oft gab es sogar einen kurzen Trab. Oder ich benutzte mein gusseisernes Dreirad, auf dem der Freund hinten aufstund, und dann wechselten wir die Plätze, sodass Jeder gleich viel leistete. Am Morgen hiess es freilich fast immer gehn, auch wenn es nicht schönes Wetter war, und im Winter war das oft recht sühsam, da niemand vor uns bahnte. Ich bekam feste hohe Stiefel für solche Zeiten; aber nass und arg durchgefroren waren wir doch oft. Meine Robustheit danke ich doch wohl jenen Märschen. Dassals konnte ich auch morgens früh sein und diese Fähigkeit ist mir leider nicht erhaltengeblieben; wie sie mir verloren ging, weiss ich mir nicht zu erklären. Unsere Technik, bei Zeiten in der Schule zu sein, hat sich bis zur Virtuosität ausgebildet, nicht nur aus virtus, denn es war schlimm, wenn man zu spät kam. So gut wir die Strasse kannten, sie war doch nicht immer gleich, und namentlich am Bach gerieten wir manchmal doch in entzücktes Staunen, wenn die Spiraeen so herrlich blühten, und Libellen übers Wasser gaukelten oder gar ein blaugrün-schiamernder Eisvogel darüber huschte. Auch die Vogelbeeren, die gegen die Stadt zu von den Büusen leuchteten, waren nicht immer langweilig, sondern machten Eines froh.

Vom Schulleben habe ich nicht viel für mich Rühliches zu berichten. Ich machte darin keine Figur, trotz der heissersehnten farbigen Klassenmäntze. Ich kam durch Sexta über Quinta bis an die Quarta zur Not mit, habe aber mehr gelernt, als ich meinem Eifer nach verdient hätte, mit zubekommen. Die Lehrer waren fast lauter Originale, an ihrer Spitze war es schon der Herr Direktor Lang; Schulmänner durch und durch, etwa wie sie später das lustige Stücklein vom "Besuch im Karzer" schildert (ein Herr Eckstein war glaub' ich der Verfasser) aber nichts vom "Professor Unrat" dabei. Unauslöschlich ist mir die Erinnerung an den Mathematik-lehrer, der Eines mit dem Zeigefinger aufs Schlüsselbein lossties und sagte: "du Ross Gottes, du Kalb Moais". Bei ihm war ich aber auch besonders schlecht. Wir hatten in unsern

Klassen gute Kameradschaft (freilich getrennte, denn mein brombacher Freund war kleiner als ich, aber schon in einer höhern Klasse); mit mehrern wurde ich gut Freund, so mit dem trefflichen Adlerwirtsohn aus Weil und mit dem Kaufmannsohn, dessen Familienkreis später für mich so grosse Bedeutung erlangte, dass ihm ein besonderes Kapitel gewidmet werden muss. Erst durch diesen Kreis bin ich in der kleinen Stadt <sup>eigentlich</sup> heimisch geworden, und das war erst viele Jahre nach meinem Abschied aus dem Wiesental.

Die Schule zu würdigen, bin ich nicht berufen und plaudere nur von Dem, was uns Junge bewegte. Sie hatte eine Disciplinargewalt, die den obern Klassen viel zu tuscheln gab: wie stellte man es an, in einem Wirtshaus ungesehen ein Glas Bier zu trinken, wenn man noch nicht in der Oberprima war (vielleicht war es schon in der Unterprima kein Verbrechen mehr, das weiss ich nicht ganz genau)? Oder war eine Eleganz des Auftretens, wie sie sich der vornehme Beulersohn (nicht etwa ich!) leistete tragbar? Was drohte, wenn sich die Leiter der prächtigen Schlittelpartien aus Basel über den Schneeballenangriff beschwerte, mit dem sie die Gynasiasten vom Podest der Kirche aus angriffen? Es war nicht zu leugnen, einige Bälle waren nicht ganz von Kiesseln frei gewesen, die Vorreiter, herrliche Husaren, in den Schlitten wunderschöne Damen mit künstlichen Pelzen, die stolzesten von vier Pferden gezogen, mit Reitern darauf über schönen farbigen schabracken und alles Geschirr wie von Gold und Silber, auch bei den Zweispännern mit den dicken Kutschern oder mit den Bedienten auf dem hintern Sitz. Und zuletzt die "Würste" mit grossen Gesellschaften besetzt und gar sechsspännig daherrasend! Wie die Strafe ausfiel, ist mir entfallen, aber auch die Motive der Frevler mögen auf sich beruhen bleiben; ein wenig Misgunst, ein wenig Abneigung gegen die Schweizer? Von solcher merkte man freilich sonst nichts im Wiesental, ausser etwa bei den Zollbeamten, die von "unten im Land" kamen und von berufeswegen misstrauisch sein mussten.

Den höchsten Augenblick meines Schullebens in Lörrach habe ich mir selber verdorben. Es sollte im Hirschensaal die jährliche Schulfeyer abgehalten werden; ich war dazu bestimmt, aufs Podium zu steigen und das berühmte Distichon zu sagen: "Wanderer, kommst Du nach Sparta" --- Das stand nicht im "Wendt" unserer vortrefflichen Schulanthologie, die mir heute noch so lieb ist, wie in jenen Tagen; es wurde mir auf einen Zettel schön geschrieben zum Memorieren übergeben, den musste ich wieder abliefern. Die Hauptprobe im Festsaal war für mich gut verlaufen: ich traf den rechten Ton nicht beim ersten, aber doch beim zweiten Mal und freute mich



unbändig. Die ganze Schule hatte schon bei der Hauptprobe anwesend sein müssen, es wurde jede Einzelheit des Einzugs und der Aufführungen durchgeprobt, sodass es mich mir auch nicht an Hörern fehlte. Der Nachmittag vor der Feiertag war frei. Ich tummelte mich mit den Dorfbuben bei unserm Haus, wo als vorübergehende Erscheinung ein Stoss frisch behauener Balken aufgeschichtet war. Dabei strauchelte ich einmal und fiel mit dem linken Ohr auf eine scharfe Kante. Das Ohr wurde am Rand geschlitzt, es musste mit einem Carbolverband geschützt werden, der entsetzlich roch, und die Mutter schickte mich ins Bett. Die Schule wurde benachrichtigt, ich könne nicht erscheinen. Da durfte denn der vorsorglich bestimmte Stellvertreter auf das Podium steigen, dessen Leistung ich bei der Probe gar nicht hatte schätzen können. Dr. Strübe sah einmal nach mir, weil aber das Ohr da schon wieder zusammen war und keine Eiterung drohte, wurde wenigstens nichts mehr genäht.

Damit genug von der Schule; aber von den brosbacher Sonntagen und den Ferientagen der brosbacher Zeit muss ich noch erzählen. Schönere Sonntage als die unsern gab es kaum. Wenn es das Wetter irgend erlaubte, zog die ganze Familie und zwar fast immer mit der Schlössli-Familie aus, manchmal schon früh am Morgen, aber sicher am Nachmittag. Da wurde tüchtig marschiert ("Kinder voraus"), durch all die herrlichen Wälder, die der Schlössli-Vater als Jäger in allen Winkeln kannte und wo er uns auf jede Wildspur hinwies, wo wir oft Rehe zu Gesicht bekamen, oder Hasen und Geflügel. Man kam hoch über dem Dorf an der majestätischen Kreuzeiche vorbei oder auf dem Höhenweg von Röteln nach Steinen an sorglich umhегten Baumschulen, man beging das offene Hochland bei Eichsel und Adelhausen oder zog vom röteler Schloss über die "Lugge" nach Oetzingen hinüber, war in Steinen zu Haus, wo die schönen basler Villen sich erhoben, die den Namen noch verdienten. Besonders gern mochten wir das recht entlegene Egerten im Tälchen oberhalb Binzen, wo das Wirtshaus mitten in den Reben lag und eine Terrasse über dem Talboden hatte, ganz von Reblaub umkränzt, das die Aussicht einrahmte. Da gab es rötlichen "Schiller", der besonders gut mundete. Dass man einkehrte, war ungeschriebenes Gesetz; auch die Kinder erhielten, wie zu Hause, ihr Müsslein je nach dem Alter und bei den Grössern wurde ein Auge zugedrückt, wenn sie es zu überschreiten suchten. Hatte man im Wald zu Mittag Vorräte verzehrt, so war gegen Abend ein Stück Brot und ein Mämpfelein Käse doch wieder nötig, der Heimweg war manchmal recht lang. So erwarben wir Alle eine ausgebreitete Kenntnis der schönsten verborgenen Landwirtschäuser, wo man es am Besten



bekam. Die berühmteren in der Rheinebene wurden eher gemieden. Das Schöneste aber war immer der Heimweg; da ging es, um die Müdigkeit zu überwinden, fast regelmässig in Schritt und Tritt, es wurden die Kanonierlieder des Vaters gesungen und viele Schweizerlieder, auch die schönen die man in der Schule gelernt hatte, und wenn der Gesang erlahmte, fingen die Väter an zu erzählen, der eine von Jagderlebnissen, wie ein Auerhahn am Feldberg gebalzt ~~hatte~~ habe, oder wie ein täppischer Menech gerade noch gehindert wurde, auf eine Rehgeiss zu schiessen, der Andere etwa, auf der Strasse von Kändern nach Steinen, von der Flucht der geschlagenen Aufständischen, die anno 4 über diese Strasse gezogen sei, oder von den Geheimnissen des Gerbverfahrens; er war kein Jäger, die Tiere dauerten ihn zumehr, seit er beim ersten Versuch eins hatte schreien hören, bis der Gnadenstoss kam. Da fühlten wir uns als Grosse, weil uns solche Dinge anvertraut wurden. Vom Wiesental bei Steinen war es dann freilich noch recht weit bis heim. Da ging man über Mauingen; dort im Pfarrhaus habe ich meine ersten Französisch-Stunden bekommen, aber die haben zu Kämpfen geführt. Der alte Herr Pfarrer wollte mich zwingen, "le père" zu sagen, oder "pourquoi", mit einem "h" hinter dem "p", und maison u.s.w., und ich hörte diese Worte bei den Eltern ganz anders: die sollten eben als Schweizer nicht zuständig sein, das erbitterte mich und der Unterricht hörte bald wieder auf.

Die Sonntagsfahrten im Gebiete der Voralpen fanden ihre Krönung in einem dreitägigen Reislein nach dem Feldberg, das ich mit den Aeltesten der Kaziki Freundfamilie unter der Leitung der Väter unternehmen durfte. Da ging es hoch über Hausen und die Abzweigung nach der Hasler Höhle mit dem Zuge hinaus; bis dahin kannten wir Alles im grossen und kleinen Wiesental, und von Zell aus - ich sehe uns noch den Bahnwagen verlassen - begann die Wanderung; wo wir zuerst nächtigten, weisse ich nicht mehr und auch von den Wegen sind mir nur die vielen Nebel geblieben, die sie oft dicht einhüllten. Selbst der Feldberg machte mir keinen tiefen Eindruck, da war es gar flach und öde, nur die seltsamen Bergblumen fand ich wunderschön. Vom Schneegebirge in der Heimat sahen wir nichts. Das leuchtete erst zu uns herüber, als wir auf dem Balchen anlangten und da war es dann ganz unbeschreiblich prachtvoll. Recht mühsam war die Wanderung auf den Blauen hinüber, da verbrachten wir die letzte Nacht und sahen am Morgen einen blutigroten Sonnenaufgang, der mich tief ergriff. Der Himmel war stark bewölkt, mit langen Streifen und hohen Türmen bestanden, zwischen denen sich das Gestirn seinen Weg suchen musste, die es dann aber allmählich

besiegte und vertrieb. Der Blick auf die Rheinebene war frei und bot Alles, was mir auf dem Feldberg gefehlt hatte. Wir waren aber alle ein wenig erschöpft; mein Vater erlitt einen Schwindelanfall, der dazu nötigte, behutsam nach Kanderern hinunter zusteigen; als die Sonne zu brennen anfang, wurde die Müdigkeit wieder arg. Im Kanderer Wirtshaus kam noch einmal nach dem Mittagessen ein Anfall, und so beschlossen die Väter, zur Rückkehr ein Chaislein zu bestellen. Das war nun freilich für uns Junge ein herrlicher Abschluss; so etwas hätten wir uns nie träumen lassen! Der Vater hatte sich zudem ein paar Stunden ausgeruht und es war ihm auf der Fahrt wieder wohl. So genossen wir es in vollen Zügen, im Abendschein über die "Lugge" zu kutschieren, wenn man auch beim Aufstieg ein wenig neben dem Wägelein gehen musste, um die Pferde zu schonen. -

In den Ferien "aufs Land" zu reisen, hatten wir nicht nötig. Schöne Reisen blühten uns aber doch. Sie eröffneten mir noch zwei Stätten, die zu meinem Jugendland gehören. Die eine war Eriswyl hinter Nuttwyl im Memental, wo nicht der Feldberg, sondern der "Napf" Trumpf war; den habe ich nie erreicht. In Eriswyl war der Schwager meines mütterlichen Grossvaters, ein Baselbieter von altem Schrot und Korn, mit seiner grossen Familie niedergelassen und hatte ein Strumpfwarenmanufaktur begründet, die den armen Leuten der ganzen Gegend Heimarbeit gab. An der Leitung dieses Unternehmens nahm seine Frau und alle Töchter und Söhne teil, sobald sie in Basel die Schulen durchlaufen hatten, die Töchter jedenfalls bis zur Heirat, die nicht alle eingingen (und eine heiratete erst noch den ersten Mitarbeiter des Grossonkels). Alle verbrachten den Tag in der Fergtube, wo die Wolle ausgegeben und die fertige Arbeit nach der strengsten Prüfung abgenommen wurde. Die Seele des Geschäfts war "Tante Lene"; der Onkel, den man nicht mit dem Taufnamen ansprechen, war die Sküle. Soweit nicht die Macht der grossen Dorfbauern reichte, und die verlangten freilich hohen Respekt, regierte Tante Lene auch das Dorf, vom Haus zu schweigen, indessen unendlichen Stuben ich mein Lebenlang nur zwei Mägde gekannt habe, ein Schwesternpaar von unbedingter Ergebung und bis ins hohe Alter ohne Launen. Meiner Mutter ist das Glück, solche Helfer zu finden, nie zuteil geworden, so manche vertraute Gesichter aus meiner brombacher und basler Jugend vor mir auftauchen. Ich war in den ersten Lebensjahren viel in Eriswyl, namentlich wenn es galt, Kinderkrankheiten auszuheilen oder die Mutter bei Krankheiten der Geschwister zu entlasten.

Die Eriswylter Kinder hatten dafür während ihrer Schulzeit bei meinem Grossvater gewohnt; da waren Gegendienste selbstverständlich. Ich nahm einmal sogar wochenlang im "Zenshaus", wo die Tante eine Privatschule eingerichtet hatte, am Unterricht teil und lernte "do re mi fa sol" singen. Das Geschäft blühte; ich war wohl etwas erstaunt, wie streng darin das Regiment war, bei aller Vertraulichkeit, mit der die Arbeiter, lauter Frauen und Mädchen, behandelt wurden und selber bezeugten; dass die Betriebsform auf die Dauer vielleicht nicht haltbar sei, war noch kaum jemandes bewusst. So war ein Aufenthalt in dem Tälchen mit seinen Krachen und Tannen eitel Wonne, und da lebte statt Nebel Jeremias Gotthelf; ich bekam die "schwarze Spinne" in die Hand und las sie mit fasziniertem Grauen, man zeigte mir auch den Balken mit dem Zapfen, der sie einsperrte: ich wagte nicht, ihn zu berühren. Aber ich bekam auch den Kilterschmuck habslicher Bauerntöchter zu sehen, den Gotthelf so oft preist, und nicht nur am Sonntag von Weitem, sondern im Nebenstübchen eines grossen Bauernhofs unter dem Schindel und Moosdach durfte ich die schönen Stücke eins ums andere in die Hand nehmen. Unter einem solchen Dach, aber in einer entlegenen Oberstube zeigte mir aber auch der Haussohn, der Medizin studierte, ein menschliches Gehirn, das er zu präparieren hatte. Es war wahrhaftig nicht eintönig in dem stillen Dörflein.

Aber viel glänzender war dann allerdings der zweite Ferienort: das war ein kleines edeliges Schlösslein bei Solothurn, wo eine jüngere Schwester meiner Mutter die Herrin war. Den Onkel, der sie dahin geführt hatte, kannte ich noch; er war uns von allen Schwägern der Mutter der Verehrteste, weil seine Weihnachtsgeschenke immer weitaus die herrlichsten waren. Ihn an einem Festtag, wo wir uns beim Grossvater versammelten, mit seiner schönen jungen Frau kizukelza am Bahnhof abzuholen und zum Grossvater zu begleiten, war der Gipfel der Ehre. Er ist aber früh gestorben, eingelebt hab ich mich in seinem Haus erst, als er nicht mehr da war, sondern nur sein Hauptmannküssli und sein Schleppeübel. Während seine Brüder Obersten wurden, einer sogar Divisionär, musste er schon ~~nix~~ im Hauptmannsalter zum letzten Appell antreten. Sie waren die Keffen vom Landammann Vigier, einem der grossen solothurnischen freisinnigen Führer; von ihrem Adelstitel machten sie damals keinen Gebrauch mehr, und die Luft war auch im verwaisten Schlösschen des Onkels ausgesprochen politisch geblieben; das habe ich früh empfunden. Dieses Schlösslein, im 17. oder im beginnenden 18. Jahrhundert gebaut, war aber oben auch von zwei stattlichen

Türmen flankiert und es zog sich ein Bach und ein breiter Graben darum, und die Familie gehörte zu den grossen solothurnischen Geschlechtern. In meiner Jugend war das Haus noch ein wenig verwehrlost: der Hausherr hatte sich mit der Einführung der Zementfabrikation geplagt; die hatte er nicht leicht durchgesetzt und wenn er auch sein Ziel noch zu erreichen versuchs hatte, so stand doch das Ringen um seinen beruflichen Erfolg im Vordergrund und die Verschönerung seines Hauses musste warten. Der hübsche Erdgeschossaal, der später mit seinen alten Porträts so wohulich geworden ist, war noch nackt, mit Kalkwänden, die lebhaft grün gefärbt waren und es stand allerlei Gerät und lange auch noch Gerümpel darin; umso herrlicher für den Buben, der die "grosse Stube" zu Hause hatte und da erst noch in die Turaräume eindringen konnte, ohne dass dann gleich Schaden entstand. Das Herrenhaus wohnten in stattlichen Höfen die Lehenleute, aber da stand auch der Stall mit den Wagenpferden und ein Lehensmann hatte gar einen Esel mit dem man die Milch in die Käseerei bringen durfte und der auch etwa einen Ritt nicht Uebel nahm. So schön, wie der, der mich ein- oder zweimal auf dem Ebenrain bei Sissach auf einem purpurenen Sattel mit Schabrake gezogen hatte war er freilich nicht, aber viel vertrauter und hatte darum meine ganze Liebe. Die musste er freilich mit Uli, dem Kutscher teilen, eines grundguten, nicht gar klugen Ältern und mageren Männlein, der immer an der Station war mit seinem Kutschlein, wenn man ankam, <sup>wenn</sup> einem auf dem Bock duldete und über Alles Auskunft gab, was man wissen wollte. Im Büro der Fabrik roch es so anders als daheim und die Cementproben in ihrer merkwürdigen Achter-Form wurden so merkwürdig rasch starr und fest, und man wusste nicht, was mit ihnen anfangen, <sup>wenn</sup> einem eine alte überlassen wurde. Da war Anziehung und innerer Widerstand; als mir später die Tante sagte, wenn ich fleissig technische Chemie studieren wolle, so könne ich einmal in der Fabrik Verwendung finden, so kämpften die beiden Empfindungen lange in mir, bis der Widerstand, unterstützt von einer anderen Erwägung siegte. Die Tante nahm das nicht leicht, denn sie war mir herzlich zugetan, und auch mir gibt es immer noch einen Stich, wenn ich an dem alten Bureau, das längst ausgedient hat, wieder vorbeigehe. Die Tante aber und ihre Töchter, beide ein paar Jahre jünger als ich erhielten mir ihr Wohlwollen trotzdem. Die lebhafteste, witzige, überlegene und warahersige Frau mit der prachtvollen schwarzen Haarkrone, die ihren persönlichen Adel bezeugte, war wie eine Fee, die alles versuchs, und einem Alles gönnte. Sie machte mich mit den Herrlichkeiten Solothurns bekannt, auch mit der damals noch wenig bekannten, der Zetterrechen Madonna von Holbein und der Erd-

beerenmaria. Sie nahm mich zu ihren Staatsvisiten mit, bis aufs Schloss Ripp, bis zur Majestät auf der Höhe bei der Einsiedelei und zur andern auf dem Bleicherberg, die ein geschiedenes Reich hatte und wo ich dem gnädigen Herrn, dem Bischof Fiala im zierlichen Rokoko-Garten meine Reverenz machen musste. Weniger feierlich war der Besuch bei der in Solothurn lebenden verwitweten Schwester des Grossvaters; die empfing Einen gleich herzlich und baseldeutsch, wie die Eriswyler Grosstante, war aber eine ganz andere Natur. Ihre Tochter war die Schwägerin der Tante geworden und so kam ich auch ins "Sommerhaus" mit dem geheimnisvoll ummauerten Garten, wo die Bäume so merkwürdige Formen hatten und mit dem schön gemalten Gartensaal. Die Familien unterhielten einen lebhaften Verkehr und manchmal führten wir die beiden Kutschen am Sonntag übers Land, oder die Stadtleute kamen zum Schloßlein hinaus und es gab politische Diskurse mit den Herren Obersten wo ich hörte, wie es im Nationalrat zugehe und wie man sich vor den "Schwarzen" hüten müsse. Die Kinder waren auch meine entfernten Vettern, das haben wir lebenslang gespürt. Aber noch näher standen mir, schon räumlich, die Kinder aus dem Attichholz, wo es im Hause *Wansers* zuging und in der Fabrik hoch technisch. Von der Bedeutung der Entwicklung, die sich da anbahnte, hatte ich freilich keine Ahnung; mir waren die Buben lieb (die Töchter waren zum Teil schon grosse Fräulein) und es gab lange Spielnachmittage; an Einem musste man uns eilig retten, weil wir einen Weidling losgekettet hatten und anfangen, die Aere hinabzutreiben; da hat mich die Tante beinahe heimgeschickt. Als ich später Spitteler zu verehren anfang, hat mich "die goldenen Dächer" die Solothurn für ihn hatte, und die so zu seinem Jugendland wie zu meinem gehörte, endgiltig gewonnen.

GESTALTEN AUS DEM JUSSENELAND.

\*\*\*\*\*

Die vielen Gestalten zu schildern, die mir im Wiesental begegnet sind und die ich dort zurück liess, während sie doch in mir weiterleben, ist unmöglich. Ich muss auswählen, und weilst die Schlössleinsfrau übergehen, die mir immer wie eine zweite Mutter begegnet ist, die trauerzigste und wirschaffteste Markrüflerin, die es geben konnte, obschon sie als Lörracherin die Chappe nie trug; auch ihren Eneherrn nicht, der nur so nahe stand, und der so jäh aufflammen konnte: seine Frau hat er nie aus der Fassung gebracht. Der Tod dieser guten Menschen ist uns Allen später ein arges Leid gewesen.

Aber zu der grossen Familie, zu der sie gehörten, muss ich ein paar Worte sagen. Die Kinder der Weberei-Gründer blieben fast alle unverheiratet. Der Chef des Hauses - ob es der Älteste war, weiss ich nicht mehr - gründete freilich ein eigenes Haus und kam schliesslich ins Schlösslein, das dann eigentlich stattlich wurde; ihn sah man am wenigsten, er ging in der Fabrik auf. Auch die ledigen Fräulein erblickte man selten; aber sie waren unendlich vornehm in ihren seidenen Kleidern, wenn sie im schönen Ziergarten um das Fabrikwohnhaus herumgingen oder im Viktoriawagen durchs Dorf fahren; beide klein und gedrungen, aber unterschiedlich im Gebaren, wenn auch Beide immer freundlich und gütig dreinschauten. Alles was im Dorf ging und etwa nötig war, wussten sie, so hiess es zu Hause immer, und waren im Stillen tätig. Die ledigen Brüder geben sich nicht nur der Fabrik hin. Der Ältere war ein passionierter Landwirt, der namentlich Viehzucht betrieb und dessen Hof und Stallungen immer prächtiger wurden. Er schlug die Mühle bald aus dem Feld. Er gab sich auch als ein Bauer, freilich ein grosser, aber ohne jeden Aufwand; dazu kam die Jagd. Im Salon fühlte er sich kaum behaglich. Er und der Chef waren mit dem Vater gut befreundet. Der Jüngste war ganz anders. Ihm waren Pferd und Wagen teuer, er kleidete sich mit sorgfältiger Eleganz und ging behend einher, wenn er nicht im Trab vorbei sauste. Dabei war er frohmütig und heiter, man fühlte, wie er das Leben genoss. Die Geschwister lebten höchst einträchtig, und von der Heagener Station her kam täglich, bescheiden zu Fuss, der höchst wichtige basler Schwager und Associé, eine Hauptstütze des Geschäfts. So sah es damals in der wiesentäler Industrie aus, wir sahen Ähnliches in Heagen und Maulburg, wo die basler Herren zum Teil fest ansässig steinen

waren, zum Teil den Sommer verbrachten, und drüben in Haag, wo sie wöchentlich mehrmals erschienen und wo der Vater meines spätern Freundes Hermann Blocher die eine Fabrik leitete; ich habe ihn damals nicht gekannt. Aber in Brombach hatte Alles noch seine besondere Note, so sehr, dass ich mich nicht enthalten kann, die Familie zu schildern, der ich nie näher getreten bin, so viele spätere Beziehungen immer wieder an sie erinnerten. Da war noch kein Hasten und Stürmen zu spüren - es ist ja wohl dann nicht immer so behäbig gelitten - sondern es wurde ernsthaft aber gemächlich und erfolgreich gearbeitet.

Meinem Vater, von dem ich nun endlich erzählen muss, gling es nicht so leicht.

Es ist mir nicht gegeben, andere Menschen zu verten, und in mir mein Wertgefühl schleichen sich gar leicht andere Empfindungen, besonders persönliche Anziehung, ein (Abstossung viel weniger stark). Aber das Vorhandensein von Verten zu spüren, ist mir wohl nicht versagt. Meine Mutter vermochte es in hohem Maass und von ihr wird es auf mich übergegangen sein. Ihre Gegenwart ist bei Allen, was ich aus der Jugend berichte, als selbstverständlich vorausgesetzt; von ihr werde ich erst später reden. Sie hat ihre Kinder nicht nur im Respekt vor dem Vater erzogen, sondern in unbedingter, leidvoller Achtung seines Wertes. Ich sage nicht: Verehrung; das hätte einen kultischen Klang, den der Vater selber abgeneigt gewesen wäre.

Der Lebensgang des Vaters war schon vor meiner Zeit nicht ganz gewöhnlich gewesen. Seine Familie gehörte zum basler Handwerk; schon der Grossvater hatte aber höher gestrebt, von ihm hatte mein Grossvater das Gut in Grenzach überkommen, das in der Familie eine so grosse Rolle spielte, bis wir Urenkel es zu Anfang des Jahrhunderts preisgeben mussten. Der "Grosspapa", wie er zum Unterschied vom mütterlichen "Grossvatti" für mich hiess, hatte eine schöne Frau aus einer "bessern Familie" geheiratet. Deren Vater, ein ~~sehr~~ ~~schöner~~ ~~Ex~~ den ich schon erwähnt habe und der eine höchst eigenartige Persönlichkeit war (im Basler Jahrbuch sind Bruchstücke eines Tagebuchs publiziert, die einige Seiten, aber nicht die merkwürdigsten, seines Wesens zeigen; es wird im Staatsarchiv verwahrt), war kein leichtes Loos beschieden gewesen, aber die Tochter muss eine besonders bedeutende Frau gewesen sein und sie genoss in ihrem Kreis eine wirkliche Verehrung, die mein Vater theilte und die sich auf Grosspapa Forcart erstreckte. Ich habe sie nicht mehr gekannt. Man erzählte von ihrer Hausfrauenwürde, die auf meine, der Familie noch fernstehende Mutter aus der Nachbar-



schaft schon grossen Eindruck gemacht hatte, und erzählte davon, wie sie jedes ihrer vielen, vielen Kinder seiner besondern Art nach habe zu behandeln gewusst; aber auch, wie sie mit ihren Söhnen gern etwa eine Cigarre rauchte. - Während mein Grosspapa zum z'Münl ein Schöppllein schwarzen Fischtran zu sich zu nehmen pflegte!

Von ihm hat Jakob Probst, sein Schwiegersohn, im Jahrbuch auf 1905 so reizvoll erzählt, dass ich nicht auszuholen brauche, um den alten Ratsherrn zu schildern. Er war schon zur Zeit meiner Geburt nicht mehr in der Regierung und war auch schon vor der Verfassungsrevision von 1875 ausgeschieden; seine Fortschrittlichkeit war von der seiner Söhne und Schwiegersöhne überholt worden. Im Jahrbuch ist wohl Manches auch überholt, was von der Herkunft der Familie berichtet wird, und Belege, wie die angeblich aus Altdorf stammende Wappenscheibe in Grenzach mit dem fischschwänzigen Löwen, der unser französisches Wappen als Helmzier krönt und auch von den nürnbergger Imhof geführt wird, gelten heute nicht mehr viel. Schon J. Probst hat nicht recht daran geglaubt, aber wie es heute scheint, ist unser Stamm in Basel erst seit Beginn des 16. Jahrhunderts ansässig; mich selber kümmert seine Vergangenheit weniger, als seine Zukunft, die auf wenigen Augen steht, und die schauen statt nach Jura und Schwarzwald nach den Pyrenäen aus. Item, was Onkel Jakob von den Voreltern des Grosspapas und von dem ihren und seinen geschäftlichen Dingen berichtet, ist wertvoll und interessant und ausführlich genug, mitseht der feinen Würdigung der öffentlichen Wirksamkeit. Ich habe das Gefühl, ich sei ihm in Vielem ähnlicher, als dem Vater, der mir doch höher stand, und dem ich vergebens nachstrebte. Der tiefe Respekt, der dem Grosspapa freilich überall erwiesen wurde, wo er erschien, hat mir einen starken Eindruck gemacht. Wir brombacher Waisen waren wohl seinem Herzen nicht am Nächsten; er hatte mit unsern Eltern zu viel Sorge teilen müssen. Aber als er mich zu meiner Confirmation selber ins Münster begleitete, und auf dem Weg sagte, ich sei ja der künftige Stammhalter, war ich doch hoch beglückt. Und jene Stunde erstand immer wieder vor meinen Augen, wenn mich jemand viel später - wie es etwa der "junge Andreas Heusler" tat - einmal als Herr "Ratsherr" begrüßte, was so viel schöner Klang, als Herr "Regierungsrat". Von dem Grosspapa in seinem Hause erzähle ich später. Für des Vaters Schicksal wurde bestimmend, dass er, nach einem in früher Kindheit mühsam überstandenen schweren Erkrankung, dessen Folgen sein ganzes Leben

hindurch spürbar blieben und nach einer langen kaufmännischen Lehrzeit, zunächst in den kaufmännischen Zweig des väterlichen Geschäfts eingetreten, wo schon der Älteste Bruder tätig war, immer deutlicher spürte, dass der andere Zweig, die Gerberei im Lohhof, der fachmännischen Leitung entbehrte und nicht mehr recht blühen wollte. Er entschloss sich in die Lücke zu treten. Um seinen Entschluss ausführen zu können, fand der Vater ~~näxig~~ eine gründliche Handwerkslehre nötig und er trat eine solche in der Baederschen Gerberei in Gelterkinden an, obschon er übers Lehrlingsalter längst hinaus war; er war 1844 geboren worden. Die Lehre machte er ganz durch und ging dann noch für einige Jahre auf die Wanderschaft. Er arbeitete in verschiedenen französischen und deutschen Gerbereien je ein paar Monate lang, und zwar als Meistersohn zuweilen unter sehr bedrückenden Bedingungen. Gleich in der ersten Stelle stattete der Meister ihn und einen jungen Deutschen, der in der selben Lage war, mit ganz schlechtem Werkzeug aus, um die Gesellen zu enttaugigen, weil er ein Eindringen in sein Verfahren fürchtete; das nötigte die Beiden, vor Tag mit der Arbeit zu beginnen, damit sie am Abend die gleiche oder eine grössere Leistung vorweisen könnten, wie die guten Arbeiter des Betriebs. Sie führten das durch und errangen zuletzt doch die widerwillige Anerkennung des Mannes. Der Freund gehörte der angesehenen Gerberfamilie Freudenberg in Weissheim am der Bergstrasse an, und blieb dem Vater treu; es beglückte mich, Jahrzehnte später, an einem Ferienort andere Glieder jener Familie kennen und schätzen zu lernen. Die Wanderzeit brachte dem Vater vielfache Kenntnisse und Erfahrungen ein und nach der Heimkehr fing er mit gutem Vertrauen an, die Leitung des Betriebs im Lohhof in die Hand zu nehmen. Nach aussen schien er dabei auch bald manchen Erfolg zu erringen. Er gewann in der Gerberzunft eine angesehenere Stellung; er gehörte zu den Zunftgenossen, die die gemeinsame Lederstampfe am kleinbasler Teich zu beaufsichtigen und zu verwalten hatten. Nach wenigen Jahren gelangte er auch in den Grossen Rat und nahm an gemeinnützigen Unternehmen lebhaften Anteil. Er war dem Bunde der Freimaurer beigetreten, aus reinem Streben, und hing an diesem Bunde, bis zu seinem Ende, obwohl ersich an dessen Arbeiten nicht mehr betätigen konnte. Aber seine geschäftliche Lage war schwer und wurde immer schwerer. Gleich zu Anfang musste er gegen Schlendrian und Untreue auftreten, was zu schweren Kämpfen führte, da sich sein Vater und sein Ältester Bruder, die ~~wicht~~ einen ihrer Nächsten nicht gern als Handwerker wirken sahen und sich mit der Gerberei nicht mehr recht zu befreundeten

vermochten, nur schwer für seine Pläne gewinnen liessen - und nie ganz rücksichtslos. Der Betrieb war auch räumlich viel zu stark getrennt, und obwohl eine Erweiterungsmöglichkeit vorhanden war, sties- sen die Pläne des Meisters auf einen vernichtenden Widerstand, den zu überwinden ihm unmöglich war: die Behörden weigerten sich, eine Erweiterung zu zulassen, die sich doch das grosse kleinbasler Kon- kurrenzgeschäft, das auch in der innern Stadt lag, vor ganz kurzer Zeit erlaubt hatten - und sein Vater war selber im früher im Sani- tätswesen leitend gewesen und vermochte es schon darum nicht über sich, für sein Privatinteresse einzustehen. So sah der Vater nur wenig Hoffnung für seine Zukunft, trotzdem die Produkte seines Be- triebs von Jahr zu Jahr besser wurden. Aber allmählich musste er noch eine schwerere Bedrohung seiner Existenz aufsteigen sehen: Er erkannte, dass die Zollschranken des Auslandes derjenigen Ent- wicklung, der er sein Gewerbe für fähig hielt, in der Schweiz ein dauerndes Hindernis entgegensetzen mussten. Die Gerberei war damals in der Entwicklung begriffen, wie andere Handwerke, die sich als Uebergang zur Industrie kennzeichnen lässt. Der Vater war dazu aus- gerüstet, diese Entwicklung mitzusehen und hoffte dabei namentlich auf die Fortschritte der technischen Chemie, die er aus innerster Neigung sorgfältig verfolgte. Sein Ziel war nicht in erster Linie die Steigerung der Produktionsmenge, denn er wollte die Solidität seiner Erzeugnisse, die auf der handwerklichen Stufe erreicht wor- den war, bei seinem Zweige der Gerberei, der Schlederproduktion, nicht preisgeben, sondern nach Möglichkeit steigern. Dazu sollte ihm die Wissenschaft helfen, die ihn schon in der Schulzeit mächtig angezogen hatte. Aber für die erhofften Erzeugnisse wäre die Schweiz als Absatzgebiet nicht in Betracht gefallen.

Unter dem Zwang aus aller dieser Verhältnisse musste es zu einer Verlegung des behinderten Betriebs ins benachbarte Deutschland kommen. Zuerst wurde auf Grund von behördlichen Zusicherungen eine äusserst günstige Anlage in Lörrach erworben. Der Kauf musste rück- gängig gemacht werden, weil sich die Behörden anders besonnen hatten. Nur mit grossen Bedenken wurde denn die weit weniger günstige Lie- genschaft in Brombach gewählt. Der Ausschlag hatte dabei die Mei- nung eines Associés gegeben, der dem Vater aufgenötigt worden war und der alle Bedenken hatte bei der Familie zerstreuen können, während der Vater ihm die Achtung versagen musste. Frohen Herzens hatte freilich niemand von den Beteiligten die Entscheidung ge- troffen; und Mut und Vertrauen sanken immer mehr, als, wie es der Vater vorausgesagt hatte, die Gerbereierzeugnisse in den ersten Jahren unbefriedigend ausfielen. Die Unterbrechung der im Lohhof

begonnenen Gerbprozesse die durch die Verlegung des Betriebs nötig geworden war, musste die Qualität der Ware beeinträchtigen; das war schliesslich einzusehen. Aber die Uebergangsperiode dauerte länger, als erwartet worden war, weil sich nun auch die bei der Neueinrichtung gemachten Fehler rächten, die gegen den Rat des Vaters begangen worden waren und weil er ausserdem durch die bittersten Erfahrungen: Untreue und Unzuverlässigkeit von Mitarbeitern gelähmt wurde.

Da gedachte er wohl oft des glänzenden Angebots, das ihm ein Jugendfreund Dollfuss von Mailand aus gemacht hatte: eine von diesem erworbene oberitalienische Gerberei zu übernehmen und selbständig zu leiten. Der Freund hatte seine Lage genau gekannt; er war schon beim Entschlusse, Gerber zu werden, ins Vertrauen gezogen worden und sah alle Schwierigkeiten kommen. Der Vater hatte das Angebot abgelehnt, weil damit das Versprechen unerfüllt geblieben wäre, das er sich selber gegeben hätte. Und er hat es nie zu erfüllen vermocht, sondern war den Seinen nur eine dauernde Last geworden!

Schliesslich kam es zur Auflösung der Assoziation und zur Gründung einer Aktiengesellschaft. Ich erinnere mich daran, dass hier und da Herr Rudolf Philippi als Vertrauensmann der Aktionäre in Brombach erschien, der später als Regierungsrat mein Chef wurde und als Kaufmann beim Grossevater grosses Ansehen genoss. Erst im Jahr vor seinem Tode wurde dem Vater endlich freihand gegeben; es war ihm gelungen, das Vertrauen, das von 1831 an stets gewankt hatte, wieder herzustellen. Aber um welchen Preis und um welche Aufregungen!

Was waren das für Tage, wenn zweimal im Jahr (glaube ich) die Gruben ihres kostbaren Inhalts entleert wurden, der monatelang dort unzugänglich begraben gelegen hatte, nur vermittelt der hineingeleiteten Brühe kontrollierbar! Da entschied sich, wie das Leder ausgefallen sei, durch Probeschnitte, die der Vater selber vornahm, und Jubel und Niedergeschlagenheit wechselten. Dann fuhr der Vater nach Frankfurt an die grosse Ledermesse, wo sich das kaufmännische Glück entschied; einmal mit stolzen Hoffnungen, die sich doch nur zum Teil erfüllten, ein anderes Mal mit heimlichem Bangen, das sich als unbegründet erwies. Die Messe führte ihn wenigstens jedes Mal mit alten Freunden zusammen, und die Achtung, die ihm begegnete, hob seine Stimmung. Die Qualität seiner Ware wurde immer voll anerkannt, aber eben nicht immer gleich eifrig begehrt. Die technischen Neuerungen, mit denen er sich so nachhaltig befasste, und die er nur mit Ausreister

Spahrsamkeit erprobenndurfte, bewährte sich immer mehr: es bestand sichere Aussicht auf eine namhafte Verkürzung des langen risiko-reichen Gerbverfahrens, die ersten Proben fielen glänzend aus, und die Qualität des Leders litt nicht im Mindesten, während sich die Kosten senkten. so kam er zumletzt Mal von Frankfurt freudigen Herzens, aber seltsam müde zurück. Er war lange schon ein ernster Mann geworden. Fast nur an Sonntagen brach seine beseelte Heiterkeit durch, wenn er mit seiner Schaar wanderte. In jungen Tagen muss er, das bezeugten uns die treuen alten basler Freunde, ein froher Gesell gewesen sein. Der Freundeskreis der "sieben Schwaben", zu dem der kleinbasler Färber Ghilles Lotz und der Lederhändler Andreas Gessler gehörten, dieser der Treueste der Treuen, jener der genialste und originalste Eigenbrüder, wie er nur in der "kleinen Grosstadt" denkbar war. Sie waren Alle von Herzen freisinnig und befassten sich mit grossen grundsätzlichen Fragen des sozialen Lebens. In der reichhaltigen kleinen Bibliothek des Vaters standen Kant und Hartmann, daneben nahm Henry Georges Bodenreformsschriften einen Ehrenplatz ein. Aber wenn die alten Schriftsteller fehlten, so war doch Goethe zu ihrer Vertretung da und W. Wackernagel bezeugte das Interesse an der deutschen Dichtung, die beim Vater (und bei der Mutter) selber immer wieder durchbrach. Ein kleines Heftchen "Zwischen Sturm und Regen", von der Mutter nach seinem Tod gesammelt, ist davon übrig geblieben. Seine Schulung war stark humanistisch beeinflusst gewesen und sein theoretisches Interesse blieb immer rege, auf den verschiedensten Gebieten. So wurden auch die Künste verehrt, so wenig sie ihm materiell praktisch zugänglich waren. Hausmusik wurde, mit den einfachsten Mitteln, gepflegt; er spielte neben der Geige auf dem Waldhorn, das er in der Wanderzeit kunstgerecht stopfen gelernt hatte. Bücklin bewunderte er und E. Stöckelberg war ihm ein väterlicher Freund, aber im Haus hingen keine gemalten Bilder, ausser ein paar von der Hand W. Vißgiers, der mit der Mutter befreundet gewesen war; dafür schöne Stiche von F. Weber und Andern, von denen ich mich nicht mehr trennen kann. Von Jakob Burckhardt hörte ich früh.

Aber als ich aufwuchs, war er meist still und wir sahen ihm seine Bedrücktheit an, wenn er in der Mitte des Nachmittags im Esszimmer seine Flasche Bier zu sich nahm und seine Cigarre rauchend durchs Fenster in den Himmel schaute. Zu meinen schrecklichsten frühen Erlebnissen gehört es, dass ich einmal von einem ernsten Gespräch der Eltern geweckt wurde. Da war xxx er der Verzweiflung nahe und

machte der Mutter die bittersten Vorwürfe über ihr eigenes Verhalten. Sie antwortete mit Festigkeit, brach aber doch zuletzt in kummervolles Weinen aus und ich belauschte alles, <sup>mit</sup> im Angsteichweiss bedeckt. Am Morgen wagte ich kaum aufzustehen, aber als ich in die Esstube trat, waren die Eltern wie gewöhnlich und blieben so. Erst nach manchem Tag erzählte ich der Mutter, was mir geschehen war, und wurde durch ihr Vertrauen belohnt.

Als er im Sommer 1889 von Frankfurt heim kehrte, musste er sich, kaum recht angekommen, ins Bett legen, und stand nicht mehr davon auf. Die Mutter erzählte, er sei zu Fuss von Lörrach her zur Mittagstunde, als seine Gerber zum Essen gegangen seien am Garten mit ihnen zusammengetroffen. Da habe er jedem die Hand gegeben und sich nach dem Stand der Arbeit erkundigt; sie hätten ihm ihre Freude über seine Rückkehr bezeugt; dass die aufrichtig gewesen sei, habe er dann besonders daraus gesehen, dass sie sich während seiner Abwesenheit im Hof der Gerberei alle zusammen für ihn hätten photographieren lassen. Sie sähen ihn da zu letzten Mal bevor sie an sein Totenbett treten.

Ich erinnere mich noch, wie ich die Nachricht vom Tode des Kaisers Friedrich in seine Krankenstube brachte; sie bewegte ihn tief, er hatte auf dessen Regierung grosse Stücke gesetzt und war während der hundert Tage von der Tragik dieses Schicksals ganz erfüllt gewesen; oft hatte er es dem seinen verglichen und gesagt: Frau du wirst sehen, ich komme auch um, bevor ich am Ziel bin. Das erfüllte sich nun. An Pflege fehlte es nicht: Prof. Massini und Prof. Fritz Miescher, sein Stiefschwager, beides Jugendfreunde, eilten an sein Krankenbett, ein junger Mediziner aus der brombacher Dynastie, der später ein grosser Kinderarzt wurde, wachte daran Nächte ~~xxx~~ hindurch. Bauchfellentzündungen durch Operation zu verhüten, war damals der ärztlichen Kunst noch nicht gelungen. Die Mutter wich kaum vom Krankenbett. Wir Kinder harreten draussen; das Wetter war herrlich; ein Mitarbeiter, beiden Eltern herzlich ergeben, beschäftigte uns, wir durften mit seinem Flobert auf die Scheibe schiessen. Aber immer wieder überfiel uns ein Jauner. Am zweiten Sonntag musset ich vom Vater Abschied nehmen. Er hauchte ergreifende Worte. Der Grossvater und Fritz Miescher kamen an. Sie nahmen mich, als alles vorbei war und nachdem ich den Toten noch hatte sehen dürfen, im Wagen nach Basel mit, um die Mutter zu entlasten. Diese Fahrt vergesse ich nie. Einen Tag blieb ich beim Grossvater; den Tag von der Beerdigung wurde ich wieder ~~hingeleitet~~ heimgeleitet und schritt, an der Spitze eines unendlich langen Leichenzuges neben dem Farrer zum Grab auf dem brombacher Gottesacker. Das halbe Wiesental und viele, viele

basler Freunde liessen es sich nicht nehmen, meinen Vater zum Grab zu geleiten. Wie der Mutter zu Mut war, darüber schweige ich. So ging mir das Jugendland jäh verloren. Meine Grossmutter war nach jahrelangem Leiden das Jahr zuvor gestorben. Der Grossvater war mit ~~der~~ seiner greisen Schwiegermutter allein in dem verwaisten Haus. Er nahm die Mutter und uns fünf Kinder im Oktober schon darein auf.

Des Vaters Werk musste nun fremden Händen überlassen werden. Es verfiel natürlich der Róutine; alle Versuche meiner Mutter, von den gewonnen Erkenntnissen etwas zu retten, waren vergebens. Sie beherrschte die Einzelheiten nicht so, dass sie hätte überzeugend auftreten können, hatte in der Leitung kein Gewicht und diese vermochte ihren Beschwörungen kein Vertrauen zu schenken. Ich habe mich oft gefragt, ob die Aufgabe überhaupt lösbar gewesen sei: ob das Ziel nicht dem Zug der Zeit widersprochen habe, Die Gerberei bestand noch beinahe zwei Jahrzehnte lang. Dann konnte die grosse Liegenschaft endlich veräussert und das Geschäft liquidiert werden. Zu einer Blüte kam es nie.



## DIE ZWEITE JUGEND IN BASEL.

=====

### Die Familien von Vater und Mutter.

Wir lebten nun in des Grossvaters Haus und von seiner Güte. Doch waren wir andern Geschlechts; niemand liess uns das fühlen, aber wir empfanden das selber und spürten wie schwer das Loos der Mutter war, die doch ins Vaterhaus zurückkam, aber mit allen Fäden im Versunkenen haftete.

In das Haus des Grosspapas zu ziehen, das hätte nicht in Frage kommen können. Das war von gar besonderer Art. Es war nicht mehr der "Pfauen" an der Sporenstrasse. Der Grosspapa hatte, in vorgerückten Jahren, mit einer Dame aus der Oetschweiz, die mit ihrem ersten Gatten lange in Amerika gelebt hatte, und sehr vermögend war, eine zweite Ehe eingegangen. Da auch die hoheitsvolle zweite Gattin ein Schaar von Söhnen und Töchtern hatte, die fast alle über die erste Kinderzeit hinaus waren, erweiterte diese Verbindung seinen Familienkreis so, dass eine grössere Wohnstätte nötig war. Es wurde der "Kirschgarten" in der Elisabethenstrasse erworben, und das war für basler Verhältnisse ein Palast, eines der berühmtesten Gebäude in der Stadt, das nun als Museum auch der Öffentlichkeit bekannt ist. Damals besass er noch den ganzen Reiz der Abgeschlossenheit und überraschte, Den, der es betreten durfte, mit seiner vornehmen Grossartigkeit. Die wurde für uns dadurch noch gesteigert, dass im Treppenhaus ein Gipsabguss der Helvetia von Schlöthe St. Jakobs-Denkmal bis zur Höhe des ersten Stockwerks aufragte und dass die vier Krieger vom gleichen Denkmal das weite "Sommerhaus" des ersten Stockwerks beherrschten. Dessen Grösse kam einem erst zum Bewusstsein, wenn man den ihm entsprechenden Vorsaal im zweiten Stockwerk betrat, der gegen die Treppe hin abgeschlossen war. Im Erdgeschoss führte eine Säulenhalle vom Portal nach dem halbrunden Hof, an den sich der Garten mit dem Stallgebäude anschloss, und wenn der Johann mit dem stolzen Wagen durch die dafür ansehnungsweise geöffneten Portale fuhr, hielten die Tritte der Pferde majestätisch. Die Räume hinter den Säulen waren auf der einen Seite an vornehme Geschäfte vermietet; die Türen waren dort immer geschlossen, man musste still an ihnen vorbeigehen und selten war Einer der dort geheimnissvoll Tätigen sichtbar. Auf der andern Seite wohnten die ledi-

gen Onkel aus der alten und der neuen Familie, junge Herren viel älter als wir, mit denen wir wenig in Berührung kamen. Oft waren sie auch in der Fremde, und mehr als einmal kamen daher auch Botschaften, die meldeten, einer von ihnen sei schwer erkrankt oder gestorben und versetzten Alle in tiefe Trauer, die auch uns brombacher Kinder mitgriff. Erst viel später ergaben sich nähere Beziehungen mit den Ueberlebenden für mich. Im ersten Stockwerk wohnten Hausherr und Hausfrau, im Zweiten die herangewachsenen Töchter und Kinder. Auch da riss der Tod Lücken, wie denn kaum ein Jahr verging, ohne dass der grosse Kreis von Verlusten getroffen wurde. War es kein Kirchengartenbewohner, so war es einer der verheirateten Söhne oder Töchter. Aber die Reihen füllten sich immer wieder: an Stelle der Ausgeschiedenen traten zweite Frauen und wurden als Verwandte aufgenommen, da niemand die Schwiegersöhne hätte entbehren mögen. Die Stiefgeschwister meines Vaters blieben fast mein Lebenlang meine Onkel und Tanten und selbst ihre Kinder, wie die der neuen Schwägerinnen verloren das Bewusstsein der alten Verbindung nie, die bei den Eltern so eng gewesen ist.

Die Halertante im zweiten Stock war natürlich besonders vertraut; neben ihr zog uns die Tante an, die aus der zweiten Ehe des Grosspapas geboren und nur wenig älter war als ich. Mit ihr den weiten Estrich oder den grossartigen gewölbten Keller zu durchstreifen, in unbewohnte Kammern und versteckte Stuben einzudringen, auf dem Geländer der Hintertreppe, die grösser war, als in Grossvaters Haus die Haupttreppe, herabzusausen oder im Garten zu toben, war unbeschreiblich romantisch.

Ihre Gestalt verdient aber einen besondern Abschnitt.

Eine leise Scheu ergriff mich immer, wenn ich das fürstliche Haus betrat, dessen Herren auf unser Erscheinen doch Gewicht legten. Die Grossmama konnte recht streng sein und man zitterte immer, ob man sich nicht unversehens eine Blässe gebe. Selbst wenn man sich zu den grossen Familientagen versammelte, blieb dieses Zittern bei mir nicht aus, und ich wunderte mich darüber, wie viel freier sich nun offenbar meine jungen Vettern und Basen fühlten. Zu diesen Familientagen wurde der grosse Saal in der Mitte des ersten Stocks geöffnet, und es brannten dann die Lichter an den Kristall-Leuchten, die von der Decke und von den Wänden vor Spiegeln hingen; die marmornen Büsten der Grossester blinkten, die F. Schloth geschaffen hatte, baseldeutsch und st. gallerisch oder appenzellerisches Idiom klangen durcheinander. Im kleinen Salon wurde an einer riesigen runden Tafel gespeist. Da sahen von den

Wänden, die dicht mit Bildern behangen waren, herrliche Kunstwerke auf die Gesellschaft herunter. Ein Riesenbild stellte die Wittwe des Königs Albrecht dar, die über die Mörder ihres Gatten richtete (Weckesser), schöne Porträts von Stüchelberg, dem nahen Hausfreund, der oft mit seiner schönen Gattin selbst da sass, und ein entzückendes Kinderbild von der gleichen Hand, der köstliche Römerkopf von A. Böcklin und eine merkwürdige frühe Darstellung von Hans Gendreuter zeugten von der Verbundenheit Grosspapas und seiner Gattin mit dem Kunstverein. (Der Böcklin war das Hochzeitsgeschenk des Kunstvereins gewesen). Die Altern Enkel durften mit am Tisch sitzen und hörten da manches geistreiche Wort von Jacob Probst oder Bernhard Riggenbach oder Fritz Miescher (G. Wackernagel war schon tot.) Die Unterhaltung ging stets um hohe Dinge, die Meinungen waren oft geteilt; ich fragte mich manchmal, wie wohl der Vater Stellung genommen hätte und freute mich, wenn die Mutter versuchte, seine Denkweise in Erinnerung zu bringen: denn die Frauen mussten nicht schweigen. Altbürgerlich äusserte sich immer der Onkel vom Roten Turm, der treu wie Gold war, aber den Schwerhörigkeit weit stärker hemmte als Onkel Bernhard. Ihr Leiden führte dazu, dass es sehr laut zugehen musste, und manchmal, wenn man nicht gleich auf ein allgemeines Thema kam, oder wenn es zu verschiedenen Meinungen kam, wurde das Geschrei fast betäubend. Aber das Essen war nicht die Hauptsache. Es gab auch schöne Hausmusik und Aufführungen; das Auftreten eines zierlichen eleganten Altfranken mit seiner Dame in weissem Atlasreifrock und ihrer getürmten Coiffure versetzte mich in das höchste Entzücken: sie tanzten ein Menuett, da war die liebliche Tante, die ich sonst hoch zu Ross am Meisten bewunderte, plötzlich die Grazie und Zartheit selber mit ihrem seltsam stolzen Gesicht. Sie und alle ihre Geschwister hatten etwas von der eigenartigen Schönheit ihrer Mutter geerbt und bei Jedem wandelte sich diese Schönheit auf eine besondere Weise ab, nach dem Bedeutenden hin, dem Verschlussenen, dem Herzgewinnenden oder dem unbekümmert Frohen. Viel weniger Einheitlich waren die Im Hofischen und natürlich erst recht ihre Ehepartner. Schönheit war den Im Hof nicht gerade eingeboren, wie ihren Stiefgeschwistern, aber gemeinsame typische Züge wiesen sie doch auch auf, und vor Allem, wenn nicht im Aeussern, im Denken, das ihre Mutter stark bestimmt hatte. Viele lebende Verwandte hatten sie nicht mehr, aber es gab doch noch Menschen, die Grosspapa Onkel nannten, und die mit ihren Gatten im Kirschgarten mitfeierten; auch noch Entferntere wurden in ihren Läden als Herr Vetter begrüsst und seine junge Frau empörte sich

später über die Zumutung, diese Zusammenhänge zu erfassen; mir fiel es bei ihr in Zürich freilich auch nicht ganz leicht, aber bei uns war es besonders schwer, da keine der Vielen zweiten Ehen die Beziehungen zu Ende gebracht hatte: "Aber da seid Ihr doch gar nicht mehr verwandt, und einmal ich bin es sicher nicht" (sie wurde es dann doch)!

Nur leichte Augenblicke haben wir brombacher Kinder im Kirchgarten allerdings nicht verlebt; unser Schicksal brachte manche Bitternis mit, die wir empfanden, obgleich sie vielleicht gar nicht uns zugebracht gewesen war. Wie, die mich in frühen Jahren empfindlich traf, erzähle ich nicht, um eine späte Rache zu üben, sondern um zu zeigen, wie Kinderherzen sind. Ich erhielt unter den Weihnachtsbaum mit einem schönen Teller voll köstlicher Südfrüchte nicht ein Spielzeug, (mechanisch bewegte Dinge gab es sonst oft und ~~liebt~~ ich liebte sie leidenschaftlich, obwohl ich sie immer gleich verdarb). Sie fielen diesmal anders zu und für mich stand da, was ich sehr nötig hatte, ein paar feste Lederschuhe. Die hätten mich sehr freuen können; aber sie hatten vorne Messingschildchen, wie die der Dorfbuben, zu denen ich mich eben nicht zählte, während wohl die Meinung gewesen war, das werde mich gerade freuen. Ich musste arg schlucken, bevor ich meinen Dank stammeln konnte.

Der Kirchgarten war aber nur die eine Bühne ~~des~~ dieses Familienlebens, wenn auch die grossartigste. Die ~~ander~~ war Grosspapas Gut in Grenzach. Man kann wohl sagen, ich habe es in der Jugend nobel im Sinn gehabt, da ich immer wieder in Schlösser und Paläste geriet; meinen Kindern ist es nicht so geworden, und auch ich wusste doch immer, dass ich nicht viel mehr als ein Zaungast war, auch in Grenzach, wo ich schliesslich zu 1/32 Erbe geworden bin. Das war halt auch ein altes Weherschloss; es stammte aus bärenfelsischem Besitz, wie das Haus meines Grossvaters an der Freienstrasse. Wie es in die Familie kam und wie es aussah, hat Jacob Probst im Jahrbuch anmutig geschildert. Ich brauche nur zu erzählen, wie ich es empfand. In der Remise des Kirchgartens stand noch der Omnibus, ~~in~~ in dem die Kinder früher von Grenzach aus morgens in die Schule gefahren wurden; (einmal fuhr er auch noch mit uns Enkeln aus, aber ich glaubte nicht nach Grenzach). Die herrlichsten Spielsachen der jungen Onkel waren draussen verwahrt und man durfte sie etw. benutzen; ich jedenfalls durfte das an dem Tag nicht, da ich zerknirscht auf dem Gut ankam, nach-dem ich, im Landauer zu Brombach abgeholt, unterwegs eine Scheibe des kostbaren Regens aus ihrer Versenkung emporgehoben hatte, die plötzlich den Halt verlor und zerbrach! Grenzach war der

Inbegriff der süssen Gartenfrüchte, die Schalen voll, die man unter des Haselstrauch am Weiher dem Haus gegenüber aufgetischt erhielt und derer Inhalt beim Plütschern der fächerigen Wasserstrahlen über dem Weiher im kühlen Schatten verzehrte, boten unsagbaren Genuss, ganz geruhigen, nicht aufregenden, wie die Weinlese, die andere hohe Zeit. Da war man mit im Dienst und durfte an keiner Traube picken, nur die von bestimmten Weinstöcken waren uns freigegeben, und die lagen manchmal weit ab, wenn das Gelände manchmal fast nicht mehr zu bändigen war. Auf dem Gutshof bei der Trotte war ein bewegtes Leben, in Bottichen wurden die Trauben mit den Füssen gestampft, wenn nur wenig drin war, durfte man wohl auch einmal versuchen; in ununterbrochenem Fluss rieselte der Most aus der Trotte in die Tragbütten und es wurde der Mostertrag kontrolliert und bänglich seine Güte erwogen. Vom Rebberg her knallten die "Früschneff" und Jedermann musste helfen. Wenn wir dann am Abend müder ins Haus zurückkehrten, war aber der süsse Most auf dem Tisch bereit und auch die Grossmama war weicher als gewöhnlich. Ich glaube nicht, dass ihr das Grenzacherleben gleich zusagte, wie ihrem Gatten und ganz strahlend ist sie mir dort nur von einem Anlass her in Erinnerung geblieben; als ihre schöne Reiterin als Braut hinaus kam, und der Faillie ihren künftigen Gatten vorstellte: der war, was sie sich wünschen mochte, aus hoch angesehenem basler Hause und von der feinsten ein kleinwenig förmlichen Art, die an einem Schwiegersohn besonders wohlgefällig ist; und er hat in der Folge alle Erwartungen ~~erfüllt~~ nicht nur erfüllt, sondern namentlich durch sein Wirken für die Vaterstadt weit übertroffen.

Der Grosspapa dagegen, war ganz er selber nur in Grenzach (im Kunstverein habe ich ihn nicht mehr erlebt); seine düstere Arbeitsstube im Kirchgarten, die mit Papieren und Bildern vollgestopft war; - die Krone für mich war ein kleines Bild von E. Stückelberg, worauf der Tod in schimmerndem weissen Gewand mitten aus der Blütezeit des Jahres seine Opfer heimholte -, die Stube, darin die Druckproben des Buches über Hieronymus Hess gehäuft lagen und neben der Haushaltrechnung frisch gefirniste holländische Landschaften trockneten, die liess ihn in seinen Geschäften verloren sein und er war manchmal nicht gern gestört. In Grenzach aber schloss er sich auch dem Knaben auf und erzählte gern von seiner Jugend und von den Dingen, die Jacob Frobet aufgezeichnet hat. Es ging die Sage, in der Stadt habe ihn einmal ein kleines Mäddchen von weitem gegrüsst und er habe es dann gefragt: wem gehörst Du, Maiteli? Da sei ihm die entrüstete Antwort geworden: Aber,

Pappe, kennsch mi denn nit." In Grenzach kannte er auch jedes Enkelkind, obwohl es im Gutshof für ihn nicht weniger zu tun gab. Und wenn man bei einem Besuche Stückelbergs dabei sitzen durfte, wenn von wichtigen Dingen unter dem Hauselstrauch gesprochen wurde, fühlte man sich als zugehörig. In der grossen Vorhalle des Hauses hatte der Grosspapa mit eigener Hand ein grosses Fresco mit dem "Vater Rhein" darauf gemalt, nicht für die Öffentlichkeit, sondern ganz für sich, um zu sehen, wie weit er mit einer solchen Schilderung zu Schlag käme. Er hing an dieser Kraftprobe, obwohl er sich wohl eingestand, dass sie ihn nicht als Künstler beglaubigte. Er hatte daran immerhin viel gelernt und erfahren und sein Respekt vor den Meistern hatte sich gesteigert. Ich liebte den blauen Himmel auf dem Bild, aber die Göttergestalt wollte mir nicht recht eingehen. Und doch war mir später der Verkauf des Gutes eben dieses Bildes wegen leid. Ich hoffe es sei übertüncht; wenigstens habe ich nie darüber spotten hören.

In der Empfangsstube hing das Dianabild De Troy, das jetzt dem Museum gehört, für mich über die Massen schön, und auch der Urgrosspapa, dem der Enkel die Ananasfrucht entgegenhält; dieser Enkel erinnert mich an Holbeins Familienbild. In der Esstube aber waren Bilder des Grossherzogs und seiner Gemahlin, unter deren Herrschaft das Gut stand.; es waren aber noch die Vorgänger des regierenden Paares, und da hingen auch ~~männ~~ schön gemalte Veduten, die Neapel und den Vesuv darstellten; zwei davon zieren jetzt mein eigenes Haus. So lebte man in einer künstlerischen Atmosphäre, die sich noch verdichtete, wenn etwa auch der Landschaftsmaler Robinet im Hause war. Von andern Künsten gab es in Grenzach freilich nicht viel zu spüren, wenn auch ein Flügel (oder ein Tafelklavier) dastand; da musste vom nahen "Bade" her schon das Orchestrion aushelfen, das vieltönig herüberklang, und mir die Tell-Ouverture unauslöschlich einprägte.

Gebadet hab ich dort nie; wohl aber wurde hie und da ein Glas aus der Minerlaquelle getrunken. Dafür gab es mit der Zeit herrliche Bäder im nahen offenen Rhein. Wer noch in Grenzach am eigensten Ort war, das war die Kaler-Tante, die das Baueregiment zu führen pflegte, wenn die Grossmama nicht da war und darum ihre warme Mütterlichkeit am herzlichsten offenbarte; sie wusste mit den Lehenleuten und der Gärtnersfamilie so sicher und schön zu verkehren, dass sie sich die grösste Achtung erwarb.

Grenzach blieb noch manches Jahr nach dem Tode der Grosseitern gemeinsamer Familienbesitz; wir haben da abwechselnd noch viele

schöne Ferientage verbracht, von denen die mit Onkel Jacob Probst verbrachten - er war dort zu Hause, wie kein anderes Familienglied - immer besonders anregend waren.; mit ihm wurde fröhlich gebechert, und ich freute mich seiner Schätzung, die er einmal als Gast meiner Weinleutenzunft am Zunftessen in die Worte kleidete, sein Neffe sei ein Sekretär, aber zum Glück "kai kumade". - Da spuckte auch noch lange der alte Onkel Rink, ein merkwürdiges Original, der in Grenzach lebte; über die Verwandtschaft bin ich nie ganz klar geworden; aber das Museum besitzt ein schönes Porträt von dem alten Kauz; das hat Wilhelm Balmer gemalt, mit dem er auch verwandt war und zwar viel näher. Lange habe ich die zwei letzten zwei Flaschen Grenzacherwein wie ein Schatz gehütet; sie sind zuletzt, wie aller alte Markräfler, ölig geworden, aber es war herrlicher Elfer gewesen, der noch im Verfall seinen Goldglanz bewahrte. Niemand von uns hätte das Gut übernehmen können, wir waren dankbar, als sich die basler Industrie dafür interessierte und als wir den Besitz in Hände geben konnten die ihn schätzten. Ich brachte es aber nicht über mich, ihn wieder zu betreten; nur vom Hörnliwald darauf hinunter zu blicken, machte mir schon das Herz schwer. Das viele Land auf Riehener Boden, das zu Grenzach gehörte, blieb uns, bis es der Hörnligottesacker in Anspruch nahm, mitsamt dem "Pinienhain" (einen Schlag Kieferna an Waldrand), wo ich mir ein Häuslein ertraumt hatte. Der letzte Rest blieb im Familienbesitz, bis die Wohnungsnot der zweiten Kriegszeit zu seiner Bebauung führte; wir sind aber daran nicht reich geworden, denn der Ertrag war immer klein gewesen, und wir waren alle keine Spekulanten, wie man sie sich vorzustellen pflegt. Mein Vater hat ein Gedicht hinterlassen, worin es gramig hiess: "Wag mit den Spekulantenkrallen, das Bodenzinsrecht, es muss fallen!" Es hat uns nicht getroffen, trotzdem sich ~~man~~ gewiss ausser mir niemand der Verse erinnert.

Von den Schicksalen der Familie darf ich nicht erzählen, das ginge weit über den Rahmen meines Planes hinaus, und würde auf Wege führen, die ich auch durch den Ausdruck meiner Teilnahme nicht berühren möchte; es ist viel Leid gekommen, das uns alle überschattet hat, die noch da sind, und nicht alles dem natürlichen Verlauf entsprang. Aber dankbar bleibe ich dafür, dass Alle in freundlichen Beziehungen mit mir geblieben sind, und unauslöschbar ist mein Dank für alle Anregung und Förderung, die meine geistige Entwicklung aus diesem Familienkreise in der Jugend erfahren hat.



Eine ganz ander Luft umgab uns in Grossvaters Haus und in Grossvaters Familie. Beiden empfanden wir uns viel näher verbunden, viel enger zugehörig, trotzdem das Haus je länger wegen der kranken Grossmutter sehr still gewesen war und nur leise hätte betreten werden dürfen. Aber sogar das Krankenzimmer war uns vertraut; die Leidende hatte sich uns stets so liebevoll gezeigt, dass wir es nicht recht begreifen konnten, wenn die Mutter etwa von ihrem Ernst und ihrer Strenge erzählte. In den Anfängen der Krankheit hatten wir sie noch oft in den Wohnzimmern gesehen, um den Haushalt, den Gatten und alle Ihren besorgt. Ganz unmerklich für uns hatte sich ihr Zustand zum Schlimmern und fast Unerträglichem verändert; aber uns liess sie nie eine Aenderung spüren, wenn wir sie sehen durften. Wie schwer sie leiden musste, ahnte man nur daran, dass oft die im Haus lebende Tochter an der Türe stand, wenn man kam und sehnsüchtig nach dem Arzt ausschaute, der doch immer so pünktlich erschien mit seinen wunderbaren Pferden. Viel leichtern Herzens traten wir freilich neben der Krankenstube bei der Urgrossmutter ein, deren wunderbare Sonnenstube so schön und wohnlich ausgestattet war, und die selber so ein zierliches kleines Persönchen war: Schneeweisse Haare deckten das Haupt und an den Schläfen waren sie in Ringlein geordnet, die je eine Nadel hielt; halb erinnere ich mich noch, dass es früher hängende Locken gewesen waren. Die Haarpflege verstand sie aus dem If; in ihrer Jugend war sie der Beruf ihres Vaters gewesen und sie hatte sie selber gelernt und ausgeübt; die Urenkel, die mit natürlichen Löcklein begnadet waren, wie meine Älteste Schwester, lagen ihr besonders am Herzen, und bei andern mochte der Haarwuchs noch so voll und schönfarbig sein, wenn die Härlein sich nicht kräuselten, wie Seidenfäden, konnte sie ihrer nicht recht froh werden, so viel sie sich um ihre sachgemässe Behandlung sorgte. Ihre Stube war immer aufgeräumt, wie gelassen, und doch waren tausend schöne Sachen in den Schubladen versorgt und kamen für uns daraus hervor, die schönsten gemalten Bänder, die feinsten Scheren und die buntesten Mischlein; und Alles wurde wieder versorgt, ehe man aus der Stube ging und war das nächste Mal wieder da. Sie war seit langen Jahren verwitwet; bis zum Tode ihres Mannes hatte sie den stolzen Gasthof zum Wilden Mann in Aarau geführt, wo viele grossen Herrschaften ankehrten, Engländer und Franzosen und Grafen und Generale; auch unsere Generale, Dufour und Herzog, hatte sie gut gekannt, und wieviele Obersten des grossen Waffenplatzes! Im Wilden Mann hatte der Grossvater um die Grossmutter geworben; er damals noch ein kleiner Krämer, der aber voll Tatkraft und geschäftlichem Ehrgeiz gewesen war, und wohl geeignet, die stolze und feingebildete Tochter des Hauses

durch seine Persönlichkeit für sich zu gewinnen. Um den grossen Schmerz von Urgrossmutter's langem Leben hing lange für uns ein tiefes Geheimnis: ihr einziger Sohn war in der Fremde verschollen, und noch auf dem Totenbett, mit 93 Jahren sehnte sie sich nach ihm. Sie hatte schon in der Freien Strasse lange Jahre beim Schwiegersohn gelebt; ihre Gegenwart im neuen Hause war so selbstverständlich für Alle, wie später die unsere wenigstens für uns selber wurde. Nicht, dass je eine Stimme in der Familie die in Frage gezogen hätte: aber so widerspruchlos unsere Aufnahme geschehen war: wir hatten doch damit eine Vorzugsstellung beim Grossvater erlangt, die auch den Schwestern der Mutter und ihren Kindern wohlgetan hätte, und die wir mit dem einzigen Sohn des Hauses, teilen durften (ihm kam sie von Rechtswegen zu). Wir Kinder empfanden solche Regungen erst später, als wir soviel Urteil hatten, dass wir sie auch zu verstehen vermochten. Für die Mutter war schon der Gedanke, dass sie keimen könnten, in ihrer innern Verlassenheit und im Gram über das Unwiderbringliche oft eine schwere Pein, und niemand wusste so recht darum, wie sie oft litt; doch davon später.

Der Grossvater hatte sein Wohnhaus mehr als ein Jahrzehnt vor unserm Einzug an der Münchensteinerstrasse bauen lassen, als sich das Geschäft in der Freien Strasse so ausgedehnt hatte, dass es auch die obersten Räume mit dem Eingang am Schlüsselberg nicht mehr enthalten konnte und die Familie hinausdrängen musste. Dort das Plätzchen über der Gassentreppe, das Museum mit der geheimnisvollen Freundin, der Pflgetochter der würdigen Abwärtsfamilie und die sonnigen Stuben hinter der Haustür waren die Jugendheimat der Mutter gewesen; da hatte die "Kiefern" mit der "Wybertene" (nicht unserer Frau Wobert vom Sternengässlein) noch per Ihr gesprochen, wenn sie zur Seltenheit einmal auf dem Bänklein vor der Haustür sass, und noch zu unserer Zeit machte es da eine "Gattig", wie wenn man ein Bildchen von Spitzweg sähe; so verstellt von Ware alle Stuben waren: die Wendeltreppe und das Altänchen sahen doch aus wie früher. Aber dann war man in das Haus an der schattigen Strasse ausserhalb des St. Jakobsdenkmal gezogen, am Casinopark und dem alten Gut der Frau Katschherr Sarasin vorbei nach dem weiten Garten, vor dem zwei Pappeln auf der Strasse Wache standen (eine blieb fast bis zu meiner Verheiratung stehen, und es war für die Familie, wie wenn der Grossvater zu zweitemal starbe, als sie gefällt werden musste; sie war in ihrem Verfall zur Gefahr geworden.) Das Haus lag nahe bei einem Eisenbahn-"Brücklein", über das die Landstrasse nach dem Birstal führte, und gegenüber stand, weit hinten in seinem schattigen grossen Garten, ein stilles altes Landhaus, dessen Herrn einen kurzge-

schnittenen weissen Backenbart und einen steifen weissen Hemdkragen trug und aussah, wie ein vornehmer englischer Staatsmann. Jetzt ist dies Gut tief abgetragen; aus dem Brücklein ist ein mächtig breiter Bau geworden und an das eine Geleise, auf dem so oft der solothurner Zug vor dem Brücklein minutenlang angehalten hatte, sodass der Grossvater zum Zug aussteigen und nebenan beim Gärtnerhaus durchs Pfortchen in seinen Garten treten konnte, hat sich der Rangierbahnhof angeschlossen, der schon in den achtziger Jahren im Entstehen war und mit seinem Krachen, wenn die schweren Wagen aufeinander prallten, die kranke Grossmutter die Nächte hindurch auch von Aussen ~~anz~~ her noch peinigte. Wir Kinder waren bald an das Getöse gewöhnt, und die andern Grossen auch; Erst in der letzten Krankheit der Mutter wurden die alten Schrecken wieder wech. Mein Vater hatte den Grossvater vor der Erwerbung des Grundstückes gewarnt, weil er diese Entwicklung befürchtete. Seine Autorität war nicht gross genug gewesen, um gegen die Vorteile des Kaufs ins Gewicht zu fallen. Der alte Herr Stehlin hatte prächtige Pläne für den Hausbau gemacht. Das Haus sah von der Strasse aus einstöckig aus, freilich recht stattlich mit seinem hohen Mansardendach, aber nicht prunkvoll. Auf der Strassenhöhe stand aber nur die Hauptfassade. Der Hauptteil des Gartens lag aber um ein volles Stockwerk tiefer und die mächtige Rosskalanie die sich neben der einen Seitenfront erhob, hatte Mühe, sich bis zu den Mansardenfenstern dieser Front hinaufzurecken. Da lag noch ein grosses Halbgeschoss vor der Halde, mit der Küche und den Wirtschaftsräumen; die Hausheftung war so auf vier hohe Geschosse verteilt und für die Hausfrau und alle ihre Hilfen unendlich mühsam. An der Hinterfront waren grosse Veranden auf gusseisernen Säulen angebaut; die des Hauptgeschosses wurde zwar in spätern Jahren mit einer Verglasung versehen, aber im Winter machte die <sup>mit</sup> die grosse rote Bestube noch dunkler, und der Raum, den sie einschloss, war sonst unbenutzbar. Der Garten wurde von der Grossmutter und der Urgrossmutter mit Hilfe einer Gärtnerfamilie besorgt, die im zugehörigen alten Häuschen wohnten, und das davorliegende Stück Boden in Pacht hatte. Dort herrschten immer unerfreuliche Zustände und die Kette von Aerger brach nie ab, die von dorthin drohte; auch sie das ganze alte Verhältnis aufgelöst worden war, und ein Gärtner an gestellt worden war, der zuletzt nicht mehr im Gärtnerhaus wohnte, was das ~~anz~~ einzige Erfreuliche, dass schliesslich aus dessen Kinder etwas geworden ist. Wie das möglich wurde, ist mir aus seinen Kenntnissen der Voraussetzungen nicht verständlich, aber die Tatsache erkenne ich gern an;

sie gehört zu den geheimnisvollen Ergebnissen dessen, was man als moderne Kultur bezeichnet und steht in auffälligem Gegensatz zu Denen, die in Grenzach aufgetreten waren.

Auf der andern Seite des Grundstückes, näher beim Haus, stand ein zweites mit dem Haus neuerrichtetes kleines Nebengebäude mit der Waschküche und dem Holzschopf und einem herrlichen Obergeschoß wo neben Vorräten in einer geweiseten Kammer reichlich Platz für unsere Spiele war, und wo wir wenig verderben konnten, nur etwa zu Anfang des Winters ein paar von den Bohnen, die da an Fäden getrocknet wurden (freilich hingen an solchen Schnüren auch etwa Trauben bis spät im Jahr, und da war dann meistens die Tür verschlossen; dafür sorgte die Köchin.) Der Garten hatte grosse Rasenflächen, die mit Apfel- und Birnbäumen bestanden waren; da lernte man Klettern und auf einem entlegenen war mit Planken und Brettern nach und nach eine Plattform entstanden, auf der ich noch nach der "Vorbereitung" zur Confirmation geträumt habe - von ganz andern Dingen. Das Kostlichste im Garten war freilich die Kastanie neben dem Haus, wo man durch die Halde von der Strasse abgeschirmt war und der gegenüber Gestrüch und Nadelholz dem Blick nur ein Stück Himmel freigab. Da wurde oft der Esstisch gedeckt, oder an heissen Tagen wenigstens der schwarze Kaffee eingenossen; in den brombacher Jahren pflegten das die Eriswylers Vettern der Mutter mit ihrem langen feinen Freund aus der Nachbarschaft zu sitzen, von denen der Eine die herrliche Sattelmütze seiner Schülerverbindung trug, und mit dem Bastardhund "Fuchele" zu spielen, oder auch der Grossvater selber sass da und liess sich exerzieren, titulierte mich "Corporal Im Hof", er, der alte Kommandant der basler Batterie, der beim Sonderbundfeldzug schon als Wachtmeister mit ihr ausgezogen war, und die Urkunde des Bundesrats über seine Ernennung zum Major, die er seines Geschäftes wegen nicht hatte annehmen können, im Sekretär als Ehrendenkmal sorgfältig verwahrte. Wenn es ganz hoch kam, so sang er wohl auch sein grimmiges Kriegslied, das anfing: Jetzt höred, Ihr Schwyzer! Wenn ich ai nit betrieg

I hören-e Truame, mer muessen Alli z'Chrieg!  
und wörin der Schlussvers so ausging:

Du Schandfleck der Schwyzer! Du Wysesstainer Chäs!  
Diesen Trumpf schmetterte er dann so voll zorniger Verachtung heraus, dass man im tiefsten Herzen erzitterte, und die Grossmutter mahnte leise von der dringendem erbetenen Wiederholung ab: sie mochte nicht gern, dass die Kinder so erschreckt wurden. Nach dem Mittagessen hiess es in den frühern Jahren regelmässig gleich nach dem Mittagessen:

die Droschke ist da! und der Grossvater fuhr in die Kunsthalle zum schwarzen Kaffee mit einem Kreis von politischen Freunden, die freilich nicht alle immer auch persönliche waren oder blieben. Sonst ging er immer die 20 Minuten zu Fuss aufs Geschäft, bei Hitze und Kälte, pünktlich auf die Minute. Später dann lichtete sich der Kreis in der Kunsthalle und er hielt eine kurze Siesta, meist auf dem höchst unbequemen "Kanapee" in der Esstube; die dauerte höchstens zehn Minuten, und oft legte er sein schönes graues Haupt dafür auf die Knie eines von uns Enkeln und schlummerte da gleich ein. Wenn er erwachte, dankte er dem lebendigen Kissen herzlich und zog gleich von dannen, völlig frisch. Wie er die Stille des Hauses nach dem Tod der Grossmutter noch lange hätte ertragen können, haben wir uns oft gefragt, als uns bewusst geworden war, wie sehr er Leben um sich nötig hatte. Um den Esstisch sass stets eine grosse Runde, Jeder an seinem Platz, der Grossvater, die Urgrossmutter, der einzige Sohn, die Mutter und wir fünf Kinder, und jedes von uns wurde gefragt, wie es in der Schule gegangen sei. Wir wurden reichlich genährt und nach altem Brauch: täglich gab es, wenn nicht Bratentag war, das unentbehrliche Suppenfleisch, das mir im Gegensatz zu einzelnen Geschwistern lebenslang nie verleidet ist und abgemacht in den Kriegzeiten zur Sonntagsherrlichkeiten emporrückte. Für Grossvater und Onkel kam gewöhnlich noch ein Extraplättchen hinzu, von dem aber schliesslich jedes Kind einen Mundvoll erhielt, und der Grossvater fragte: "Voulez-vous du vin rouge ou du vin blanc?" oder früher auch nach dem Dessert: "Bisch s'friede mit-em Grossmütterli?" Wenn aber, was häufig vorkam, ein Gast da war, etwa einer der Associés aus Paris, gar mit seiner Frau, wurde für die ganze Runde festlich gedeckt und wir bewunderten, wie gewandt und frei der Grossvater und erst der Onkel Conversation machten und behielten den Tonfall der französischen Gäste im Ohr, so wenig wir auch erst aufzuschnappen vermochten. Noch zeremoniöser wurde es, wenn der Grossonkel aus Paris mit seiner amerikanischen Gattin erschien, ein viel jüngerer Bruder des Grossvaters, der in Amerika in früher Jugend sein Glück gemacht hatte. Er war Vertreter der grossen Basler Bandfabriken gewesen und verkehrte vertraut im "Blauen Haus" und andern von den vornehmsten Familien, von denen der Grossvater schon seine politische Stellung treante. Die Tante war eine sehr grosse Dame; nichts an ihr verriet die Jugend amerikanischer Kultur, sie war ein Urbild feiner Eleganz und lehrte noch meine Schwestern, wie sie auf der Strasse zu gehen hätten. Wenn man das Paar in den Ferien am Vierwaldstättersee besuchen durfte, wurde man wohl der Fürstin von Lichtenstein vorgestellt, die als Gast

im gemieteten Landhaus verweilte und freundlich zwischen die englische Konversation ein paar deutsche Worte einstreute, damit man doch auch etwas abbekomme. Da galt es dann einen würdigen Empfang an der Münchensteiner Strasse. Die Brüder achteten sich hoch, aber hatten wenig gemein; der Onkel hatte sich früh von den Geschäften zurückgezogen, was dem immer rastlos tätigen Grossvater nicht so recht gefallen wollte. Aber er hielt immer auf Frieden und Freundschaft mit seinen vielen Geschwägern und Halbgeschwägern, die wir alle mit den Jahren kannten, den Onkel Jakob im Jakobbrunn an der Freien Strasse und den Aeltesten, Onkel Hans an der St. Jakobsstrasse mit seiner welschen Frau und der wunderschönen ältesten Tochter, die in Eriswyl verheiratet war, die verwandten im "Glock" an der Aeschenvorstadt und die unglückliche Tante Marie im Wirtshaus neben der Münchensteiner Eisenbahnbrücke, in deren Garten nach dem schrecklichen Brückenzusammenbruch von 1891 die Toten auf der Erde niedergelegt wurden. Die Halbgeschwägern im "Dalbenloch" waren von ganz anderer Art, als die Vollgeschwägern; alle waren unverheiratet geblieben, alle nicht von sehr guter Gesundheit und unfroh, mehrere waren im Geschäft des Grossvaters tätig gewesen und da nicht recht gediehen. Zwei der Tanten wurden recht alt und kamen durch die Erbschaft des Onkels aus Amerika noch aus ihren Sorgen heraus; die machte die Stellung der Mutter für ihre letzten Jahre viel leichter und kam der ganzen Familie anscheinend zu Gute, ohne dass gewisse Ungleichheiten, die auf die Anordnungen des Testaments zurückgingen, Hader erregt hätten.

Das Leben des Grossvaters selbst durfte ich in jungen Jahren im Basler Jahrbuch (von 1898) schildern. Das erleichterten seine eigenen Aufzeichnungen, die er zwar hatte drucken lassen, die aber nicht mehr zu existieren scheinen; ich füge hier über ihn noch ein Weniges bei.

Zu meiner Zeit war die langsame Wandlung seiner politischen Ansichten schon nahezu vollzogen, die wohl mit dem Erfolg seiner Geschäftstätigkeit zusammenfiel, aber auch mit seinem allmählichen Alter und der Ausbreitung seines Wirkens. Sie war aber noch spürbar und hat mir einen bleibenden Eindruck gemacht; im eigenen Alter hat sie mich über manches getröstet, aber auch manche Klippe erkennen lassen. Seine freisinnige Grundüberzeugung wurde dadurch nie an der Wurzel berührt; aber sie hat die Folgerungen verändert, die er daraus zog., und hatte ihm die Parteiorganisation als Fessel empfinden lassen. Da merkte es sogar der heranwachsende Knabe, wie eine Periode des Suchens nach neuen Verbindungen kam, ein ernsthaftes Streben, sich nach den verschiedenen Seiten zu orientieren und zu



informieren. Eines Abends wurde der junge viel verschriene Wühler Eugen Wullschlegler, mein späterer verehrter Chef, empfangen; ich sehe noch die reservierte Miene, mit der er dem Grossvater gegenüber sass und zuhörte, als ich mit einer Flasche Wein und einem Teller Gebäck in die Wohnstube geschickt wurde. Die Tätigkeit am Gewerbeverein und in der Handelskammer hatte das Urteil in den grossen wirtschaftlichen Zeitfragen stark beeinflusst, die Arbeiterbewegung wurde sehr ernst genommen, aber nicht nur als Gefahr, sondern als wichtiges Problem, wobei die Auffassungen meines Vaters stark nachwirkten. Das Parteiinteresse als solches war immer mehr zurückgetreten, gegnerische Staatsmänner wurden um ihres Charakters und ihrer Leistungen willen hoch geschätzt, und so wenig "Bildung" der Grossvater hatte geniessen können, - vor dem geistigen Leben an der Universität hatte er einen ungeheuern Respekt. Davon wurde ich auf ganz besondere Weise ein Zeuge. Ich begleitete den Grossvater an einem sonnigen Sonntag auf einem Spaziergang in der Aeschenanlage; da kam uns Jakob Burckhardt entgegen, die Hände auf dem Rücken, ein kleines Männlein im kurzen schwarzen Kittel, das ich übersehen hätte. Der Grossvater blieb stehen und hiess mich im Rondell bei Seite treten. Der Gelehrte aber lüpfte, das weiss ich noch wohl, zuerst den Hut und grüsste den Grossvater freundlich mit Namen. Er bat ihn, ihm den Knaben vorzustellen und wünschte ihm, er möchte Freude an mir erleben. Als ich dann erfuhr, wer das gewesen sei, wurde ich mir schon von Brombach her der Ehre bewusst, die mir zuteil geworden war, und es hatte <sup>noch</sup> dazu in dem kurzen Gespräch geheissen, er habe wohl gewusst, wer der Vater gewesen sei und habe seinen frühen Tod bedauert. So war doch auch ich nicht ganz niemand in der grossen Stadt, in die ich damals noch nicht eingewöhnt war. Seither übersah ich den Mann nie mehr, dem man am Werktag immer mit der blauen Bildermappe begegnete; aber gesprochen habe ich nicht mehr mit ihm und die letzte Gelegenheit, ihn zu hören, habe ich aus Kleinmut versäumt, weil ich es als Schüler nicht wagte, in die Aula zu gehen, trotzdem es mir frei stand, und trotzdem mich Albert Oeri hatte mitnehmen wollen. Ich darf wohl sagen, jene Begegnung, die ich dem Grossvater verdanke, hat meine Stellung zur basler Universität für immer bestimmt, und mir über alle Enttäuschungen und Bedenken hinweggeholfen, weil dabei soviel menschliche Teilnahme mitgeschwungen hatte.

Was der Grossvater damals bei dem Gespräch mit Herrn Wullschlegler bezweckte, - seine Grundanschauungen blieben ja von denen des Gastes ganz verschieden - weiss ich nicht mehr, wenn ich es je gewusst habe. Der Vorfall blieb mir als solchen im Gedächtnis, weil es sonst selten vorkam, dass der Grossvater politische Besuche erhielt; nur



Über seine Stellungnahme zu den Eisenbahnfragen der Stadt, die ihm beschäftigten, konsultierte er etwa zu Hause sachverständige Persönlichkeiten und es wurden grosse Planrollen in der Wohnstube ausgebreitet. Aber ganz unermüdlich befasste er sich fortwährend mit den Problemen des öffentlichen Lebens, verblieb bis zu seinem Tode im Grossen Rat und im Weitem Bürgerrat, als ein Einzelgänger, der trotz seiner eigenwilligen Politik immer wieder gewählt wurde. Ich erinnere mich noch wohl, wie er strahlend heim kam, wenn ein Wort von ihm in Grossen Rat Eindruck gemacht hatte und unenttaugt blieb, wenn das allmählig seltener vorkam ("es wollte mich, begreiflich, wieder niemand verstehen", hiess es oft nach den Sitzungen).

So lebhaft und ununterbrochen aber auch die Teilnahme des Grossvaters am öffentlichen Leben war, - in der Atmosphäre des Hauses war sie zwar ein wichtiges, aber nicht das bestimmende Element. Bestimmend war vielmehr das Geschäft, das der Grossvater mit zwei Schwiegersöhnen und dem eigenen Sohn leitete, mit dem auch der jüngste Schwiegersohn, der nach Südamerika ausgewandert war, in naher Verbindung stand, und dem ausser dem Vater nur der Solothurner Schwiegersohn fern blieb; dafür nahm der Grossvater reges Interesse an dessen Unternehmen, besonders nach dem frühen Tod des Gründers. Ganz dem Geschäft lebte auch sein alter Associé, Herr Vinzenz Salis, der Vater des spätern Staatsrechtslehrers, für uns an der Freien Strasse und dann erst recht in dem viel modernern Kaufhaus an der Gerbergasse immer eine höchst merkwürdige Erscheinung mit seinem grimmigen grauen Knebelbart und den langen Haaren. Er war ein einsilbiger Mann, dessen bündnerische Rede wir schwer verstanden, er schien immer eilig und zerstreut, verschwand plötzlich zu einem Frühschoppen oder Abendschoppen in der Geschäftszeit, war aber immer da, wenn er nötig war und vertrat sich mit dem Grossvater ohne Worte vollständig in unerschütterlichem gegenseitigem Vertrauen. Mir ist nicht bewusst, dass das Verhältnis zu Herrn Salis je zu seinen Lebzeiten zu Hause erörtert worden wäre, es war ganz selbstverständlich gut und fraglos, so viele wichtige Entscheidungen es auf die Probe setzen mochten. Mit seiner Familie bestanden wohl allerlei Beziehungen, aber nur wenig nahe; auch bei mir wollte es nicht recht einklingen, als ich bei Prof. Salis als Student meinen Besuch machte, und auch später blieb er mir gegenüber immer recht kühl. Daran war ich freilich nicht ganz unschuldig; ich war einer von den ruchlosen Spöttern gewesen, die ihn an einem solemnen Kommerz, als er Rektor der Universität war, zwar unübertrefflich witzig, doch wirklich jenseits der Taktgrenze in einem "Schnitzelbank" so hernahmen, dass er den Saal verliess. In der ersten Jugend

kannte ich die Söhne Solis nicht und auch von den Töchtern nur eine flüchtig. Die Familie war im Haus des Grossvaters nur der Gegenstand eines hohen Respekts, wie er für Alles bestand was mit dem Geschäft zusammenhing.

Da die Geschäftsräume in der innern Stadt lagen, war keine Rede davon, dass wir darin heimisch geworden wären, wie in der Gerberei, wenn man sie auch oft betreten "durfte". Das alte Haus in der Freien Strasse sahen die Mutter und alle ihre Schwestern, die uns mitnahmen, immer mit Behaut an, weil sich der Schauplatz ihrer Jugend gewesen war, wo ihre Mutter noch mit ihrer ganzen Kraft und mit ihrer hohen Würde gewaltet hatte als der gute Geist nicht nur der Familie, sondern auch des Geschäfts. Alle Töchter, bis auf die Jüngste, hatten noch im Laden mitgeholfen und wussten überxi alle Waren in Laden und Magazin Bescheid. Nicht selten leistete die einei oder die andere von den Schwestern um die Weihnachtszeit auch noch nach ihrer Heit rat Aushilfe. Die Nachfolgerinnen im Laden waren zum grössten Teil Vertrauenspersonen, die wir hochzuachten gelehrt wurden und die mit uns gar freundlich waren - um der Mütter willen; man war stolz, wenn man auf der gewundenen Ladentreppe allein in die Ausstellung im ersten Stock hinauf steigen durfte, um das schönste Porzellan anzuschauen und manchmal die unerreichbar wunderbaren Spielsachen (die eigenen waren nie so luxuriös wie Manches, was da auf Käufer wartete, aber sie waren auch nie geringartig und hielten lange vor, so viel sie mishandelt wurden). Im Laden des Erdgeschosses roch es köstlich nach Lederwaren und feinem Parfum, es wurde leise gesprochen und wenn Kunden herein kamen blieben wir beim Paktisch im Hintergrund und sahen von weitem der ehrerbietigen Begrüssung zu, die die grossen Kundinnen empfing oder auch der anmutig heitern, die einem schönen scheuen Jümpferlein zuteil wurde; wir sahen, wie die gewünschten Sachen zur Auswahl aus den hohen Glasschränken auf den Ladentisch getragen wurden, wie eine zweite Verkäuferin hoch hinauf in das oberste Magazin eilte, um noch etwas zu holen, das vielleicht noch besser dienen könnte. Ganz feierlich wurde es, wenn eine Kundin, die eine Aussteuer zusammenzustellen hatte, mit ihrem Ehemann erschien und die Prozession nach der Ausstellung angetreten wurde. Da kam dann der Grossvater oder Onkel Josef Frey, der Ältteste der Schwiegersöhne dazu und gab seine Ratschläge. Für uns Kinder übte der Laden zu zwei Zeiten höchste Anziehung aus: Einmal an der Fastnacht. Da wurde das grosse Schaufenster für uns ausgeräumt, und später durften die Aeltern von uns die Fenster im ersten Stock besetzen, was noch schöner war; denn dorthin flogen die Kaelelein und die Orangen von den Wagen hinein (ich erinnere mich nur an ein einziges Mal wo das einige Gläser gekostet hat); aber vor allem sahen da die

jungen erwachsenen Verwandten auf das Treiben hinab und mancher Wagen hielt vor der Tür an und seine "Fastnachtsnarren", wie man damals noch sagte, entstiegen ihm geheimnisvoll und kamen zu uns herauf; da ging ein Intrigieren los, bei dem die lustigen jungen Damen schlagfertige Antworten gaben und die scheueren sich hinter die kühnern versteckten. Wenn aber die Züge pausierten, so war oben in einem der Magazine ein Tisch zierlich gedeckt, und es gab Schokolade und süsses Gebäck, bis Einer herein stürzte und meldete jetzt komme der Zug der Clique, von der man zu wissen glaubte, dass der Trommler-Onkel und der Onkel, der mit uns wohnte, dabei seien, und nun galt es zu raten, welcher von der "Ruessern" der rechte sein möge und welcher von den Vorreitern der Andere, oder ob der etwa auf dem grossen Wagen vorüberfahre.

Die andere grosse Zeit war die "Weihnachtsausstellung", wo die aller kostbarste Ware aus den Magazinen geholt worden war und die keines der Familienglieder versäumt hätte. Da war nun einmal das Spielsachenparadies auf dem Gipfel des Glanzes, und daneben paradieren Gläser und Porzellanfiguren, deren kunstvolle Gestalt auch auf die Kinder ihren Eindruck nicht verfehlte und die Besucher drängten sich in den schmalen hell erleuchteten Räumen, alle Kräfte waren für den Verkauf zusammengezogen und der alte Packer Degen, ein bewährtes Faktotum, wusste nicht, wie dem Andrang mit seinen Helfern wehren. Da nahmen viele Käufer die erworbenen Herrlichkeiten noch sorglich mit, aber grössere Sendungen mussten doch ausgetragen werden, und wehe, wenn es dabei zu einem Irrtum oder gar zum Bruch eines verkauften Stückes kam; da wirkte der alte Ernst der Grossmutter, die bei diesen Veranstaltungen früher das Szepter geführt hatte, noch jahrelang nach ihrer Erkrankung nach.

Für unsern Grossvater stand zu unserer Zeit die Freie Strasse (wie man sagte) hinter der Gerbergasse, dem grossen <sup>neu</sup> gegründeten Haushaltsgladen, zurück. Dorthin waren auch die Bureaux des Geschäfts verlegt worden, <sup>die</sup> in der Freien Strasse ganz unzulänglich geworden waren; das brachte es schon mit sich, dass ~~sich~~ der Grossvater meist dort aufhielt; aber die neue Schöpfung war ihm besonders ans Herz gewachsen, weil er gern auch breitere Schichten der Bevölkerung bedienen mochte, die der vornehme alte Laden nicht anzog. Er liebte es, von Zeit zu Zeit in der Gerbergasse an der Kasse neben dem Eingang zu sitzen - noch als er sich in den allerletzten Jahren vom Geschäft frei gemacht hatte, zog es ihn immer wieder zu diesem Platz. Und er war da gegenüber den Kunden gleich zeremoniös freundlich und respektvoll, wie ich es gegenüber den ~~Kunden~~ grössten Damen an der Freien Strasse in Erinnerung hatte: er stand vom Sessel auf und begleitete ~~eine~~ einfache Frau trotz der bereitstehenden

"Ladenjungfer" an die Tür und noch klingt mir in den Ohren wie verbindlich er sagte: "Empfehl mich Ihnen". Da hiess noch Niemand: "der Herr" oder die "Dame", sondern die Verkäuferinnen mussten dafür sorgen, dass sie ~~maxx~~ Jedermann so geschwind als möglich beim Namen nennen konnten und erreichten das mit Virtuosität. In den spätern Zeiten ist auch die Spielwarenausstellung zur Weihnachtszeit nach der Gerbergasse verlegt worden, sie war dort noch viel mannigfaltiger in den für damalige Begriffe soviel weitern Räumen. Aber den vollen Reiz den sie an der Freien Strasse gehabt hatte, ist ihr dabei, wenigstens für mich, der nun freilich auch ein wenig älter geworden ~~ixi~~ war, hat sie nicht mehr entfaltet.

Am Heiligen Abend und am Sylvester blieb es im Hause an der ~~Münchener~~ Münchenseinerstrasse immer still. Da kehrten der Grossvater und der Onkel todmüde zu später Stunde aus dem Geschäft zurück, und die Weihnacht blieb lange bei uns ein gedämpftes Fest, weil der Trubel nachher noch einmal einsetzte. Nur die Zeit des jährlichen Inventars war mit der dieser Festtage noch vergleichbar. Da herrschte aber eine bängliche Spannung, und wenn diese nur allmählich wich, wussten wir, dass das ~~Ergebnis~~ Ergebnis nicht den Hoffnungen entsprochen hatte. (Wir erfuhren aber nie eine Zahl). Vom Neujahrstag erzähle ich später; der wurde von Herzen gefeiert, denn da war die Ausstellung vorbei und es war nur noch der Austausch zu erwarten, der stets merkwürdige Ueberraschungen brachte, wenn freundliche Schenker von der Wirkung ihrer Gaben enttäuscht, diese zurück gaben oder Beschenkte lieber etwas Anderes gehabt hätten. Der Austausch wurde mit grosser Liberalität gewährt und so diskret zu Hause von der Kundschaft gesprochen wurde, -manch lustiges Musterchen gab es doch etwa zu hören.

Eine grosse Bedeutung im Geschäftsleben hatten durchs Jahr hindurch die periodischen Geschäftsreisen nach Paris und nach Deutschland zur Leipziger Messe und in wichtige Industriestädte. Die brachten uns die nürnbergischen Lebkuchen ein, die schon erwähnt wurden, und von Paris brachte der Grossvater stets etwas erlesen Gutes heim., namentlich feine Pralinen, die er als Nichtraucher sehr liebte, aber auch den Seinen gönnte. Die wurden aber nicht in grossen Mengen verzehrt, sondern als grosse Kostbarkeiten behandelt, wenn auch jedes von den Kindern etwas davon bekam. Was die Reisen für Strapazen mit sich brachten, das erfuhr ich erst viel später, als ich als Student von Halle aus Onkel Josef Frey in Berlin treffen durfte.; ich hatte ihn in seinem Hotel aufzusuchen und sah, ~~und sah~~, wie die Geschäftsleute ihn in Beschlag nahmen; mit Geschäftsfreunden wurde Mittags und Abends gespeist; am Sonntag traf man sie in einer grossen Ausstellung, wo zwischen dem Beschauen fortwährend verhandelt wurde.

Die Pariser Reisen übernahm meistens der Grossvater mit Onkel Georges, der mit den Söhnen des Herrn Aubert eng befreundet war; die kannten wir auch alle, sie waren sehr verschieden: Einer ganz Geschäftsmann, der Andere ein Grand-Seigneur mit hohen politischen Aspirationen, die, da er weit rechts stand, kaum viele Aussichten hatten. Von Grossvaters vielseitigen geschäftlichen Beziehungen in der Schweiz bekam ich früh einen starken Eindruck auf einem Reislein, zu dem er mich mitnahm. Es fing ganz grossartig in Choindex bei den von Roll-schen Hochöfen an, die eben als wir kamen, ihren rotglühenden Inhalt ausströmen liessen; das war eine wahre Hölle, in der es sich überall von halb nackten Gestalten mit langen Gerätschaften regte und ein betäubendes Geräusch einem fast die Sinne benahm. Dann stand ein Chäs-lein bereit, und es ging durch Täler und über Höhen weit in den Jura hinein; wir nächtigten spät in Mülliswyl, und da wurde andern Tags eine Kanafabrik besucht. Es roch entsetzlich nach verbranntem Horn, aber wie kunstreich wurde das delikate Schildpatt bearbeitet, geformt, geglättet, auf kleinen Maschinen von geschickten Händen geführt, dass man nicht müde wurde, den vielfältigen Vorgängen zuzuschauen, die so einfach vor sich zu gehen schienen und doch so viel Uebung voraussetzten. Von da ging es unter romantischen Ruinen durch die Fels-schlucht nach Balsthal und nach der Klus, wo wieder die Giesserei zu beschaun war, die hier zwar nicht in so grossem Stil aber viel feiner betrieben wurde, mit eleganten Hohlformen, deren Modelle uns gezeigt wurden samt den Erzeugnissen, die daraus hervorgekommen waren. Dann fuhren wir noch nach Aedermansdorf in die dort blühende Töpferei und ich bewunderte die Kunst der Arbeiter, auf der Scheibe die mit den Füssen an einer wenig über dem Boden liegenden grössern in rasche Drehung versetzt wurden im Nu ein schönes Gefäss aus dem Lehmklötz aufzubauen, das gleich seine regelmässige ~~XXXXXXXXXX~~ Ausbauchung hatte und eine gleichmässige dünne Wand. Ich sah, wie die Töpfe gefärbt und bemalt und für das Brennen bereitgestellt wurden, lange Regale voll, in den verschiedensten Grössen und Ausstattungen. Es wurde an jenem Tag kein Ofen geöffnet, aber halb- und ganz fertige Ware aller Art bekamen wir genug zu sehen. Ob das alles in einem Tag bewältigt wurde, weiss ich nicht mehr; nur noch der langen Schlussetappe erinnere ich mich, auf der wir endlich müde zur Zementfabrik und zum Schässlein bei Solothurn anlangten. Überall war der Grossvater mit hohem Respekt empfangen und ich selber für voll genommen worden; bei allen Leuten war er wohl bekannt und freundlich willkommen, trotz dem unansehnlichen Gefährt, das uns zu ihnen

brachte und dessen Kutscher immer neu über die weiten Strecken und die merkwürdige Reiseroute klagte. Die Bahnverbindungen waren damals im Jura noch viel spärlicher als heute und die Jurabahn und die Wasserfallenbahn beschäftigten den Grossvater, solange ich mit ihm lebte, unausgesetzt, fast so fest wie die städtischen Eisenbahnprobleme.

Dass all dies Treiben auch dem häuslichen Leben seine Farbe gab, eine vom Kirschgarten sehr verschiedene, ist begreiflich. Uns war aber wohl dabei und wir kamen nicht zu kurz. Davor hätte uns schon die Mutter bewahrt, aber sie brauchte nur leise einzuwirken, denn dem Grossvater und allen Seinen waren häuslicher Frieden und häusliches Betragen Lebensnotwendigkeiten. Der Grossvater selber trug das Beste dazu bei. Er hielt darauf, alle Kinder und Enkel häufig um sich zu versammeln; am Sonntagabend war fast immer der ganze Kreis da, die Eltern Enkel mit eingeschlossen und wir Brombacher von vorneherein. Des Nachmittags ging man gemeinsam spazieren; die Gänge "ums Deerli" wie man damals sagte, mochten wir Kinder freilich nicht recht. Aber als mit der Zeit der Grossvater den Spaziergang nicht mehr regelässig anführte, gab es oft grösser Ausflüge, auf die Onkel Frey und Onkel Respinger Verwandte und Freunde - der eine namentlich die Sippe der Philippi, die wie er, von Frankfurt stammte, mitbrachte, der andere oft Jagdfreunde, oder etwa den originellen Herrn Apotheker Dr. Köchlin aus der Elisabethenstrasse. Da lernt ich die ganze Umgebung der Stadt kennen, denn es wurde tüchtig marschiert (Vorortlinien hatte der städtische Rössli-Tram keine und Ausreisen mit der Eisenbahn kamen zwar vor, blieben aber köstliche Ausnahmen.) Wie in der Brombacherzeit war für uns das Einkehren in einem stattlichen Wirtshaus die Krone des Nachmittags, und wir liebten besonders das altväterische in Muttens hinter der Kirche, dessen Wirt so freundlich und ein so grosser Schlaumeier war. Meist gings ins Baselbiet, das Elsass und das Markgräflerland lagen zu weit ab; man mochte nicht erst durch die ganze Stadt hin und zurück ziehen. Grosse und Kinder waren vertraulich miteinander und Meinungsverschiedenheiten störten kaum je das gute Verhältnis. Man erfuhr und lernte von dem Erwachsenen Vieles, wenn es auch oft hier "Kinder voraus", hiess, namentlich auf dem Heimweg waren die Grossen oft sehr zugänglich, wenn nicht gerade eine wichtige Sache sie beschäftigte.

Zu Haus kam dann am Abend eine grosse Tafelrunde zusammen und vor oder nach dem Essen gab es in der Wohnstube oder gar in der grossen



Visitenstube fast immer Musik. Die jüngste Tante hatte einen prächtigen Sopran und Onkel Respinger einen herrlichen Bariton; seine Frau begleitete gewandt. Da lernte ich besonders die Schumannlieder genau kennen; die klassische Musik wurde nicht Übergangen, stand aber nicht im Vordergrund; dagegen hörte man auch Hugo Wolff und gar etwa ein Strauss Lied. Nur wenn die Begleiterin die ~~rechte~~ <sup>linke</sup> Hand über der rechten Kreuzen musete, wurde der Grossvater unwillig, solche Künstlichkeiten liebte er nicht. Aber für mich gab es zwei Höhepunkte, die mich immer überwältigten: Wenn das "nach Frankreich zogen zwei Grenadier" erklang, überschauerte mich vom ersten Ton an die Vorahnung der Marsailleise, die sich im Leben nie mehr so packte, wie an jenen Abenden. Ob "Archibald Douglas" nicht noch darüber ging, darüber vermochte ich mich nie zu entscheiden. Kam es gar zu Duetten oder mit der Altstiege der Solothurner Tante zu Terzetten, so war des Entzückens kein Ende. Nur Instrumentalmusik fehlte; meine Geige musete zwar oft das Konzert anfangen, aber zur Musik kam es dabei nie. Ich gelangte zwar in den Kammermusikstunden meines lieben Lehrers Wolff zu bescheiden-er Mitwirkung, aber ich kam nicht wirklich vorwärts und stellte die Bemühungen gegen Ende meiner Schulzeit endlich ganz ein; auch zum Sänger taugte ich nicht; mein Freund Courvoisier wies mich aus dem Zofingerchor weg, weil ich immer falsch sang - ich merkte das wohl, aber es gelang mir keine Besserung. Trotzdem bleibe ich für die Mühe, die sich meine Lehrer mit mir gaben, dankbar. Die Freude an der Musik ist mir nie verdorben worden und besonders Herr Wolff hat sie zu erhalten und zu steigern gewusst: Er merkte, dass ich trotzallem Unvermögen musikbedürftig war, dass mich die Grossen anzogen, und dass mich die Entwicklung der neuen Gestaltungen interessierte; da gab er mir denn Bücher zu lesen, die darüber Aufschluss erteilten und war immer bereit, auf die Eindrücke einzugehen, die ich von Aufführungen empfangen hatte. Da wurde etwa gezeigt, was an Josef Joachims Spiel das Besondere gewesen sei, ~~xxx~~ und wenn dabei nur Andeutungen möglich waren, so lenkten die doch die Aufmerksamkeit auf Wesentliches; oder es wurde in einem Beethovensatz die Verwertung eines Motivs verfolgt, oder eine der damals noch seltenen vorkommende Strauss-Aufführung gab Anlass, die Beziehungen zu Wagner und zu den Klassikern zu berühren. Alles das ohne System, das ich doch nicht hätte erfassen können, aber mit Würde und innerer Teilnahme auch am Schüler (von der zärtlichen Verehrung Richard Wagners nicht zu reden).



Versagte ich an den Sonntagabenden mit meinem Musizieren, so wurde es mir erstens doch nicht geschenkt und zweitens wurde daraus die Konsequenz gezogen, dass ich sonst etwas müsse zu bieten haben und das war dann Deklamation, die mir etwa besser gelang. Die Schwierigkeiten bei den Darbietungen war nur die, dass sie mir leichter fielen, als meinem um ein Jahr ältern Vetter und dass das dessen Mutter schmerzte; da wir sehr gute Freunde waren, bremste mich dies auch ein wenig. Bei den jüngern Kindern, die auch auftreten mussten, bestanden solche Hemmnisse nicht.

Nur an den Festtagen waren gewöhnlich die Solothurner da; die jüngste Tante war mit ihrem Mann jahrelang in Buenos Aires und ihre Kinder waren viel jünger als die ersten Enkel; sie haben die ~~ersten~~ frühen Jugendtage nicht mehr mit uns verlebt und als sich die Familie später in Zürich angesiedelt hatte, war der Onkel, ein überaus eifriger Kaufmann voller Ideen und Spekulationen seltener unter uns, als die Tante, und das Verhältnis mit ihm aus mancherlei Ursachen nicht immer reibungslos. Sonst gab es aber in dem Kreise kaum Reibungen; nur Schicksalsschläge, die nicht ausbleibens drückten etwa auf die Stimmung. Davon erzähle ich noch. Gegen zehn Uhr abends pflegte der Grossvater das schmale schwarze Cravattenband zu lösen, das er immer um den offenen kurzen Kragen knotete und gab damit das Zeichen zu Aufbruch. Dieses wurde augenblicklich befolgt - wenigstens regelmässig; wenn es einmal besonders geütlich war, hatte er in den letzten Jahren auch etwa ein Einsehen und zog sich in seine Schlafstube zurück. Die Urgrossmutter pflegte das Gleich nach dem Nachtessen zu tun. Aber wenns unten zu lange dauerte, schellte wohl plötzlich von oben die Zimmerglocke und dann gab es keine Widerrede.

Der Onkel Kiefer, der zweitjüngste von Grossvaters Kindern, der sich nicht verheiratet hatte, war gewöhnlich an diesen Familienabenden nicht anwesend. Er war viel jünger als seine Schwäger, mit denen er die Woche hindurch im Geschäft verkehrte, und hatte begreiflicher Weise das Bedürfnis, an den arbeitsfreien Tagen andere Menschen zu sehen. Jedermann fand das natürlich; nur der Grossvater berührte es etwa ein wenig schmerzlich, er hatte das Bedürfnis Alle um sich zu haben und dachte schon sehnsüchtig genug nach Amerika hinüber. Aber er liess dem So ne volle Freiheit und behandelte ihn mit aller Achtung. Dessen Stellung soll bei spätern Anlass geschildert werden.

Die Häuser Frey und Bospinger lagen nicht weit ab und waren uns so vertraut, wie das des Grossvaters; nicht selten waren auch Alle

dort versammelt.

Mit Onkel Joseph Freys Haus war ich besonders verbunden, weil die Kinder dort dem Alter nach am Nächsten standen und weil es uns schon in der Brombacherzeit manches Mal beherbergt hatte; damals war es noch eines der Kleinsten gewesen an der Sevogelstrasse, später war ein Umzug in ein grösseres an der gleichen Strasse und dann noch dessen Aufbau gefolgt. Lange war die Häuserreihe noch kurz gewesen; es grenzte daran eine grosse Wiese, die der benachbarten Baufirma als Steinlager diente und ein unvergleichlicher Spielplatz war; die Sevogelstrasse führte noch nicht zum St. Jakobsdenkmal; man erreichte sie von der Münchensteinerstrasse der Bahnlinie entlang und über die "Luftmatt" auf Fusswegen. Die hiess aber früher für uns nach den Lehenleuten, die das Areal bewirtschafteten "Heinimanns Matte" und da traf man sich, um kuhwarme Milch mit dem köstlichsten Bauernbrot zu geniessen, wenn schönes Wetter war. Daher habe ich meine Vorliebe für Milch, die sich davor bewahrt hat, der Trunksucht zu verfallen, die zu Zeiten drohte. Auf Heinimanns Matte entstand der Plan zu meiner ersten Vereinsgründung, die mit den Söhnen der Sänger Emanuel Sandreuter und Peter Schmid-Weber und einigen ihrer Freunde unternommen wurde. Von diesen wohnten die meisten in der Nähe; man traf sich nicht nur in der Schule, sondern vor Allem auf der Sevogelstrasse, wo viele Jugend abends zusammenkam; die Kinder von Prof. J. Wähly mit dessen Pensionärk, dem geheimnisvollen jungen Franzosen, der ein Hochrad besass, waren meist älter als wir, so auch andere aus der Nachbarschaft; das trieb uns Jüngere erst recht zusammen.

Onkel Frey stammte aus einer Schweizerfamilie, die nach Frankfurt übergesiedelt war; er sprach lebenslang frankfurterisch und hielt die Beziehungen zu den deutschen Verwandten stets aufrecht; auch wir kannten diese alle - mit Ausnahme seiner alten Mutter - wohl; ich durfte in den Knabenjahren von Heidelberg aus, wo ich meinen Ältesten im Hofischen Vetter, den Sohn des früh verstorbenen Onkels Hans bei dessen Mutter in Heidelberg zu Besuch gewesen war, ein paar Tage in der Grosstadt am Main verweilen. So schön Heidelberg gewesen war - der Verkehr mit dem seit früher Jugend mitsgestalteten, aber hoch begabten und hochstrebenden Vetter und seiner vergrätschten Mama hatte bedrückend gewirkt, und in Frankfurt war lauter Sonne; Ich durfte mir im Familiengeschäft den schönsten Spazierstock ausleihen, wurde zum Abendschoppen mitgenommen, sah den Dom, den Römer und das Goethehaus, was alles das Heidelberger Schloss fast noch übertraf, und durfte allein nach Basel zurück-

reisen! Kein Wunder, dass der Spruch des Lokaldichters Stolze bei mir haftete:

Es will mir net in den Kopp hinein:

Wie kann e Mensch net vu Frankfurt sein!

(Das hinein und das "Sein" aussten aber den spezifischen nasalen Klang haben, sonet war der Spruch nicht wirksam!) Kein Wunder aber auch, dass Onkel Frey von Herzen verehrt wurde. Er war das unbestrittene zweite Familienhaupt neben dem Grossvater, in dessen Geschäft er in ganz jungen Jahren eingetreten war. Auch da waltete er nun als Associé selbständig und immer im besten Einvernehmen mit seinen Partnern. Das Vertrauen Aller zu ihm war unbegrenzt und eine Stütze auch für seine zarte und scheue Frau, die unter einer früh einsetzenden Schwerhörigkeit litt und viel weniger regsamem Geistes war, als ihre jüngern Schwestern. Selten war er aufgebracht; er zeigte sich immer gleich gütig und teilnehmend, neckte uns Kinder, freute sich über unsere Freundschaft mit den Seinen und vergalt sie damit, dass er uns mitnahm, so oft er etwas Schönes mit den Stönen vorhatte. Nur bei den "philippischen Familientagen" konnten wir in seinem Hause nicht dabei sein, weil sie dann zu gross geworden wären. Es lebten zahlreiche Angehörige dieser Frankfurter Familie, mit der er nahe Verwandt war, in Basel, und wir kannten die Alle auch, - bis zu den zierlichen alten Fräuleins im Stickladen am Bäumlein, wo man mit den Tenten oder der Mutter Kläve-~~ten~~ Canevas und Wolle holte oder die Seide für die "Weihnachtsürbetli", die sich dann so schwer richtig legen wollte, wenn man die Kr Kreuzlein zustande bringen sollte.

Onkel Frey machte in der Politik nicht mit, umso eifriger tat es sein Vetter Rudolf Philippi, der dann auch schliesslich in die Regierung gewählt wurde. Mit dessen stillern Bruder sprach er sich aber doch auf den Spaziergängen am Sonntag über die Fragen lebhaft aus, die die Öffentlichkeit bewegten, und so hörten wir Mancher wichtige Erörterung; es klang nicht selten anders, als beim Grossvater, und das machte mir Eindruck, erregte wohl auch etwa Unsicherheit ~~EMERIE~~ bei mir, die sich zurückhaltend machte. Ein zweiter Zweig der Familie blühte auch in Zürich; von dem wusste ich wenig und ahnte nicht, welche Bedeutung er für mich gewinnen sollte.

Die Kinder Frey waren von uns unzertrennlich. Der Sohn, ein Jahr älter, als ich, hatte es schon damals nicht immer leicht. Er war die grosse Hoffnung der Familie und seine Kräfte reichten nicht recht dazu hin, die erste Stelle zu behaupten. Weder war er in der

Schule gut, noch vermochte er sich ausserhalb der Schule auszuzeichnen. Seine Eltern spürten das und litten darunter., dass mir so Manches besser gelang, wenn ich auch ebenfalls nur ein mässiger Schüler war. Meine Mutter sorgte dafür, dass ich nicht über ihn triumphiere, was ihre Schwester nicht ertragen hätte; das konnte ihr nicht schwer fallen, ich gab mir Blößen genug und liebte den Vetter überdies herzlich. So blieb unser Verhältnis immer ungetrübt, auch später, als er im Geschäft eingetreten war, während ich Student wurde, was dann jede Konkurrenz ausschloss. Aber auch die Lehrzeit wurde hart für ihn: ich erlebte bei ihm, was es heisst, als Sohn des Chefs unter dessen Angestellten zu dienen. Die Zeit der Fremde machte ihn nicht freier und bei der Rückkehr ins Geschäft hatte er Mühe, sich darin eine Stellung zu machen. (Es ist später einem jüngern Vetter trotz weit geringerer Herausgaben ähnlich gegangen). Natürlich schieden sich mit den Jahren unsere Kreise. Aber die Vertraulichkeit war immer wieder sofort da, wenn wir zusammenkamen. Er lebte nach dem Tod seiner Eltern und der Heirat seiner Schwester lange allein im Vaterhaus weiter, verheiratete sich dann aber ganz unvermutet mit einer uns Allen Unbekannten, die ihm im Geschäft Wohlwollen gezeigt und über Demütigungen weggeholfen hatte und führte mit ihr eine Ehe, in deren Glück er bis zu seinem frühen Tode aufging. Der hatte ihn lange bedroht und hatte ihn die letzten Jahre arg verdunkelt. All das hatte schon in seiner Jugend vorgespuckt und man musste während seines ganzen Lebens stets daran denken, was ihm ein freies Gedeihen erschwerte.

Leichter schien sich das Los seiner Schwester zu gestalten, die nur wenige Tage älter war, als ich, die das aber gern etwa geltend machte, wenn ich mich überheben wollte. Dies herrliche Mädchen mit seinem dicken und langen schwarzen Zopf, war viel mehr auch meine Schwester als mein Mädchen und meine Verehrung für sie hätte, wenn nicht gerade das so gewesen wäre, jederzeit in Liebe umschlagen können. Solange sie lebte, hat sie mir diese schwesterliche Zuneigung bewiesen und immer unser Verhältnis ist auch in schwierigen Zeiten nie auch nur vorübergehend getrübt gewesen.

Auch nach ihrer Verheiratung nahm ich in ihrem Hause eine Sonderstellung ein, wenn auch eine andere, als ihr Bruder, für den sie sich zu sorgen verpflichtet fühlte, was nicht immer leicht war.

Auch mit dem Kreis ihrer Freundinnen war ich vertraut, und aus diesem Kreise sind mir lebenslange nahe Freundschaften erwachsen,

die in der Jugend nicht von Schwärmerei frei waren, sich aber später vertieften. Ich denke mit Wehmut an die seltsame Elisabeth Heu-  
ler zurück, die sich so eigenartig entwickelte und ganz im Wohltun  
und in Hingabe an die aufging, die ihr nahestanden oder ihrer Hilfe  
bedurften und in der sich eine ganz baslerische Dichtergabe manch-  
mal so überraschend echt kundgab; ich denke an eine Aädere, deren  
Schicksale uns viel bewegten und ich denke an Selly Schaid, die  
Schweester des getreuen Peter, die Jährelang mit ihrem Gatten ins  
Ausland entrückte, von der man immer wusste, weil sie auch mit sei-  
ner Schwester vertreut war. Jetzt ist sie - nach welchen Schicksalen!  
- wieder unter uns und verkehrt mit ihrem verehrungswürdigen Alfred  
Bertholet in seinem Hause, das von dem alten Kreis fast allein noch  
übrig ist; meine Frau und meine Kinder sind ihr auch wert geworden,  
wie sie Beide ihnen; alles Frühere lebt nun wieder auf und unendlich  
viel Neues Höheres kommt beglückend hinzu. Hobes hat uns freilich  
auch in der Jugend verbunden. Die Tage, an denen wir miteinander  
die Aufführung der ~~XXXXXXXX~~ Sophokleischen Antigone - für ein grosses  
Wohltätigkeitsfest - vorbereiteten und wo diese Aufführung dann  
wirklich stattfand, gehören zu meinen seligsten Erinnerungen. Es  
waren an dem Abend die erlesensten künstlerischen Kräfte der Stadt  
beteiligt, und wir Junge durften uns ihnen beigesellen. Unsere Dar-  
stellung wurde durch die Liedertafel mit MendelssohnsChören be-  
gleitet; wir hatten uns unter Leo Melitz, dem Direktor des Theaters,  
ernsthaft vorbereitet und fühlten uns in den freilich engen Schran-  
ken unseres Vermögens unserer Sache völlig ~~xxxxxxx~~ sicher, wenn  
auch arges Lampenfieber zuletzt nicht ausblieb. Bei mir wurde es  
schliesslich durch die Lapsörung darüber verdrängt, dass uns Jungen  
die Veranstalter das Glas Champagner verweigerten, das sie den  
Künstlern ohne Rücksicht auf den antisalkoholischen Charakter des  
Festes einfach bestellt hatten und das sie uns hatten gönnen wollen.  
Das war hinter den Coulissen. Auf der Bühne ging aber dann alles  
gut; wir agierten mit Hingebung, obwohl es sich viel kostete nicht  
aus meiner Kreon-Rolle herauszufallen, als mir Antigone so könig-  
lich, Ismene so unendlich liebreizend entgegentraten. Antigone war  
meine schöne Base; sie hatte keine natürliche schauspielerische  
Begabung, wie ihre Freundin, aber natürlich war ihr Müsserer und  
innerer Adel; man hatte der kluge Leiter zu nützen gewusst und ihr  
berühmtes Wort, das die Tragödie krönt, kam zu ergreifender Wirkung.  
- Ich habe später noch an manchen Spielen öffentlich mitgewirkt,  
an reizenden, wie Lysanders Mädchen von J.V. Sidmann, an höchst  
delikatsten, wie Goethes "Geschwister", ~~xxxx~~ und am Festspiel zu Ehren

Arnold Böcklins habe ich als Vorderteil des Centaurs in der Dorfschmiede agiert, den Huben Auer, der Rudolf Schwabe zugeteilt war, auf dem Pferderücken hinter mir, den ein Figurant tragen helfen musste, aber vorn alledem war die Antigone, das Erhabenste und Beschwingteste gewesen und sie hat unsere Freundschaft unauflöselich geknüpft.

Freilich, als wir in Basel einzogen, war das Bäschen noch ein Schulmädchen, damals schon der Augapfel seines Vaters und damals schon ein Ausbund von Haltung und Würde, die mühelos gewahrt wurden, und weder feine Zärtlichkeit ausschlossen, noch kindliche Munterkeit und Jugendlust. Aber etwas Mütterliches entwickelte sich früh bei der Jungferlein, dessen nach dem frühen Tod ihres Vaters Mutter und Bruder bedurften. Sie schien ärm den Ihren ganz hingegeben, als plötzlich das Wunder der Liebe zu wirken begann, dessen Zeuge ich mit ergriffenem Staunen geworden bin, da es in nahen Freundeskreise bei einer freudig gefeierten Hochzeit einsetzte, oder eigentlich schon vor dem Feste beim ersten Zusammentreffen der Liebenden an der Münchensteinerstrasse, wo man sich wegen der Festvorbereitungen versammelt hatte. Der Erwählte war uns Allen unbekannt; er trat gleichsam wie vom Himmel gefallen unter uns und gewann vom ersten Augenblick an nicht nur ein Herz, sondern alle. Es kamen selige Tage, deren Sonne sich bis zur Hochzeit des jungen Paares noch immer steigerte und dann lange nicht abbrach. Von Anfang an wirkte wohl das Vorgefühl der tiefen Veränderung, die nun eintreten musste, mit in unsere Empfindung hinein und erhöhte sie noch. Bei mir setzte sie sich in den Drang um, die Hochzeit so kunstvoll zu feiern, dass die Teilnehmer durch Scherz und Spässe die tiefen Gefühle, die mich und alle Freunde bewegten, durchspüren möchten, ohne dass sie aufgedeckt wurden, und es kam dann wirklich etwas von dieser Wirkung zu Stande. - Dass die Aenderung dann nie zum Verlust geführt hat, wurde schon angedeutet; erst der vorzeitige Tod der Seelenguten brach das Verhältnis jäh und grausam ab und machte die Bahn für Veränderungen frei, die nach meiner Ueberzeugung nie möglich geworden wären, wenn sie länger gelebt hätte. Erst da zeigte sich, was ihr Verlust bedeutete und wie entscheidend ihr Dasein für den Familienzusammenhang gewesen war. Ich habe diesen Verlust nie verwunden, und wenn es auch unabwendbar war, dass sich die Bande lockerten, die ihr Haus mit dem meinen verbunden hatten, so bin ich doch dankbar dafür, dass sie sich niemals völlig lösten und dass ich unaufhörlich mit den Meinen Zeichen des alten Vertrauens von dorthin empfangen darf.

\* vortrefflichen

Das Haus von Onkel und Tante Respinger an der Grellingerstrasse spielte für mich in der frühen Jugend eine ganz andere Rolle, als das Haus an der Sevogelstrasse. Ich war schon an der Hochzeit des jungen Paares zugegen gewesen, wie übrigens auch schon an der in Olten gefeierten der Solothurner Tante; von dieser sind mir zwei Dinge im Gedächtnis geblieben: einmal, wie unser Zug, die schöne weisse Braut an der Spitze im Schneegestöber über den rauchigen Niveauübergang der Bahnliesen neben den zurückgeschobenen Barrieren vorbeischnitt, mit dem stattlichen Grosselternpaar und allen basler Verwandten, und dann, wie wir brombacher und bähler Kinder das von meinen Eltern verfasste reizende kleine Singspiel aufführten, dessen Verslein mir immer noch in den Ohren klingen, die so fein für die besondere Art jedes der Kleinen Spieler berechnet waren und so treffend aus den Herzen der Spieler in die der Hörer eindringen.

Die Respingerische Hochzeit wurde im Stadtcasino begangen; da berührten mich zunächst die Säulen der Durchfahrt, wo die Wagen anhielten, wie wenn ich in den Kirchgarten einführe, obwohl sich denn die Treppe mit der des Kirchgartens nicht messen konnte. Mein Vater war damals noch am Leben und hatte wieder ein Spiel geschrieben, das mir aber nicht mehr gleich gegenwärtig ist. Wir Kinder hatten mit Kindern aus der Verwandtschaft des Hochzeilers einen besondern Tisch, und wurden aber wie Grosse behandelt; doch endigte das Fest für mich kläglich mit meiner ersten öffentlichen Blamage, die ich mir nie verzeihen konnte. Ein Vetter des Bräutigams, etwas älter als ich, - es war der spätere Professor Gustav Senn gewesen - hatte mit grossem Erfolg als Unterhaltungsbeitrag den "Erlkönig" auf waggess-deutsch vorgetragen und diese Leistung hatte mir mächtig imponiert. Der Teufel ritt mich: ich musste versuchen, mich mit diesem Grössen zu messen. So trat ich denn sicher in die Mitte des Hufeisens das der Tisch der Erwachsenen umschloss, hatte mein ältestes Schwesterlein mit dem schönen braunen Lockenkopf an der Hand, setzte es auf einen Stuhl und band ihm eine Serviette um den Hals. Alles blickte erwartungsvoll auf unsere Gruppe. Aber nun ging es nicht weiter: ich hatte weder etwas zu sagen, noch wusste ich etwas anderes zu agieren, als eine ungeschickte Bewegung meiner Finger, die andeuten sollte, dass ich die schönen Locken beschneiden sollte. Es ergriff mich plötzlich tödtliche Verlegenheit, ich begriff, wie sehr ich versagt habe und musste froh sein, dass die Mutter uns fortzog und uns denn bald in eine Droschke setzte, um uns heimzuführen. Bis dahin blieb ich so kleinlaut, wie ich mich noch nie gefühlt hatte und wie ich erst wieder viel später als Student und Soldat zweimal bei ganz ähnlichen Anlässen fühlen sollte. Nur war da nicht das Unvermögen.



etwas vorzubringen, der Grund, sondern der Anstoss, das das allzu hemmungslos Vorgebrechte erregte, und der mir scharfe (eigentlich überscharfe und deshalb doppelt schmerzhaft) Repräsentanten zuzog. Das Eine Mal hatte ich nicht überlegt, dass die Hörer keine Basler waren, das Andere Mal, welche unbedingten Respekt man Offizieren schulde, auch wenn sie sich vor der Mannschaft Blößen gegeben hatten. Dass ich die Einzelheiten nicht erzähle, wird man begreifen, aber übergehen mag ich die Vorfälle nicht, weil sie dauernd in mir nachwirkten und sehr dazu beitrugen, mich zum Maulhalten zu erziehen, wozu ich von Natur gar nicht eingestellt war. Unser Batteriechef war freilich nicht mehr der alte, der die Sache sicher ganz anders behandelt hätte; der war ein Noble-man, wie man alte englische Lords schildert: ihm machte es nichts aus, in der abgeschabten Uniform zu erscheinen und wie ein Fuhrknecht zu schelten, aber Witz und Uebersmut, der an sich harmlos war und keine niedrige Gesinnung verriet, die liess er allzeit gelten. So tat sein äusserliches Gebahren auch in den Augen der wenigst Gutwilligen seiner Autorität keinerlei Abbruch.

Der Onkel an der Gröllingerstrasse, war aus ganz andern Holz, als Onkel Josef Frey, auch viel jünger und im Geschäft noch nicht so eingezessen, wie Jener. Dass er zu uns brombacher Kindern als unser Vormund (zusammen mit einem Freund des Vater, der als Nebenvormund amtete) in einem besondern Verhältnis stand, spürten wir nicht; diese geschäftlichen Dinge wurden von uns ferngehalten; vielleicht länger, als für sich gut gewesen wäre, denn von seiner wahren Lage hatte ich eigentlich über die Mündigkeit hinaus keinerlei klare Vorstellung, da immer alles glatt ging, ergab sich auch kein Anlass, sie zu überdenken. Dass ich nicht reich war, wusste ich, es kümmerte sich aber nicht weiter; ich wollte es gar nicht werden und fühlte mich auch nicht geschickt dazu. Die Vormundschaft spielte also bei den Beziehungen zu Onkel Respinger keine Rolle, wohl aber seine Beleglichkeit und bürgerliche Lebenslust. Er war <sup>der</sup> begeistertste Trommler und Fastnachtler, Zünftler und Jäger, den man sich denken konnte; was das in den Augen der Geschäftsherren nicht unbedingt ein Vorzug, so doch in unsern, umso mehr, als er uns Ältere Knaben durchaus als vollwertig behandelte. So gemütlich, wie an der Gröllingerstrasse, waren keine Feiernabende; ich ging oft uneingeladen hin und da ich auch die Gunst der geschickten Tante genoss, war es immer gleich schön dort. Und gar nicht nur banausisch; es gab auch ernsthafte Gespräche, die mir Vieles aufschlossen und eifrig wurde der Gesang gepflegt. Der vortreffliche Gesangslehrer Emil Heger war etwa zur Stunde da, und nicht selten erschien auch seine ganz junge Schülerin Maria Philippi, von der er sich grosses versprach. Mir imponierte sie damals durch-

aus nicht; für uns Junge war sie das "Riggi", das sich mit der schönen Cousine an der Bevogelstrasse nicht messen konnte und im Gegensatz zu seinen bescheiden-würdevollen und feinen Eltern stets ein wenig ungeschlacht war. Von dem unbändigen Drang des jungen Mädchens zur hohen Kunst ahnten wir damals noch nichts, und die Stimm, die das kleine Haus in den Grundfesten zu erschüttern schien, klang uns manchaal rau und unrein neben der beherrschten Kraft der Stimm, die der Hausherr klingeln liess. Wir haben anders urteilen gelernt. Der gute Onkel war längst verstummt, als sie mir die höchste Offenbarung des Wohlklangs wurde: das war im Münster: sie sang "Schlage doch, erwünschte Stunde" so, dass man den Schlag wirklich ersehnte. Wohl hatte ich sie in grossen Aufführungen längst bewundert, und wohl kam noch viel Herrliches nach; jener Augenblick war für mich der grösste und fast ebenso tief wirkte nur noch ein späterer: als sie, der Oeffentlichkeit längst abgewandt, vor einigen Jahren am Neujahrstage noch einmal am Radio sang. Da leuchtete alles Beglückende noch einmal auf; die Dämpfung, die mit der Apparatur gegeben ist, liess nicht bemerken, ob auch der frühere Klang gelitten habe, die Erinnerung half darüber hinweg und in der Wahl der Gesänge bewährte sich alte Treue und demütiger Dienst aufs Ergreifendste.

Da ist dann auch der Dank für die Abende an der Gröllingerstrasse lebendig geblieben, die zu Festzeiten etwa übermütig lustig wurden, noch über den Tod des frohen Onkels hinweg. Er hat lebenslang unsere Verbundenheit mit der Tante gefeiert, deren spätere Schicksale vielfach wechselten und sich immer wieder verdunkeln zu müssen scheinen. Sie hat ein schärferes Profil, als ihre Ältere Schwester es gehabt hatte. Die nüchterne Verstandesklarheit ihrer Mutter war durch Kiefernache Weichheit bei ihr nicht gemildert, wie bei der Solothurner Tante, sie liess sich nie etwas vormachen, und nannte die Dinge immer bei ihrem Namen, den sie ihnen freiwillig manchaal selber gegeben hat. Jetzt ist sie über neunzig Jahre alt, aber ihre Tribulationen - sehr schmerzhaft - haben nicht aufgehört und die Abgeklärtheit der Malertante, die auch dieses Alter erreichte ~~hat~~ und auch bis zuletzt schwere Sorgen mit sich herumtrug, ist ihr ver sagt geblieben. Aber wir sind mit ihr trotz allem Trennenden wie verkleinert. Ihre Kinder, jünger als wir, waren zu der hohen Zeit noch kleine Kinder und sind uns durch die verschiedensten Umstände ferngerückt.

Nicht ganz gleich vertraut, wie das Solothurner Schloßchen und die beiden beschriebenen Baslerhäuser war das Haus, das die jüngste Tante mit ihrem Gatten noch ~~wirkte~~ während seiner Schulzeit nach der Rückkehr aus Südamerika in Zürich bezogen hatte. Da kam man eben nicht so leicht und häufig hin, und erst jetzt im Alter, wo es seit Jahrzehnten ein stiller

aber schön belebter Witfrauensitz geworden ist, rückt es in die Reihe der Stätten ein, in denen die gemeinsame Vergangenheit aus jedem Winkel grüsst.

Der Entschluss, ihr jüngstes Kind in eine so ferne Fremde ziehen zu lassen, wie die, darin ihr Vater sich wagemutig eingelebt hatte, war den Grosseltern unendlich schwer geworden, dem jungen Mädchen such, das sich in Sorge wegen der bei der Mutter beginnenden Krankheit verzehrte. Den Entschluss bestimmte das Vertrauen auf die unbändige Tatkraft und Selbstsicherheit des jungen Mannes, dessen Aufstieg aus den einfachen Verhältnissen sie im Geschäft beobachtet hatten und mit dem, als er drüben zu wirken begonnen hatte, die geschäftliche Verbindung aufrecht erhalten worden war. Die bevorstehende Trennung überschattete die Hochzeitsfeier, das dritte derartige Fest, das in meine frühe Jugend fiel; ich nehm' daraus schon mit wechseren Sinnen teil, als an den frühern. Es wurde auch noch stattlicher begangen; da gab es einen Aufzug schön geschmückter Wagen (ich lernte die strengen Regeln der Trinkgeldetikette kennen, die in der Stadt für solche Gelegenheiten - auch für den Sabbat am Vorabend der Hochzeit gelten - und die Anna Barasin im Jahrbuch 1939 festgehalten hat), und im Bossercasino war ich höchst empfänglich nicht nur für die Eleganz der jungen Cavaliere - der Münchenersteiner Onkel und sein deutsch-russischer Pariser Freund aus der Familie von Onkel Josef voraus - sondern vor Allem für die bezaubernde Schönheit der Brautjungfern und ihre Anmut beim Ball.

Diesmal ging das Festspiel der Eltern den Zuhörern tief zu Herzen, die Darstellung geriet den jungen Akteuren auch besonders wohl und im Uebrigen machte ich keinen Versuch mehr, mich hervorzutun; die böse Erfahrung wirkte nachhaltig. Die Trennung von der jungen Frau folgte dann erst nach Monaten, aber als sie vollzogen war, lastete sie schwer und dauernd auf der ganzen Familie. Es waren dem Paare drüben wechselnde Schicksale zu teil, persönliche und geschäftliche Sorgen blieben nicht aus und der Kummer um die kranke Mutter zu Hause, die Unmöglichkeit eines Niedersehens machten alles noch düsterer. Als endlich der Entschluss gefasst war, nach der Heimat zurückzukehren, waren wir schon im Vaterhaus eingemietet und den Gatten zog es nicht nach Basel, sondern nach dem kräftiger aufstrebenden Zürich. Ich sehe noch, wie sie mit ihren beiden kleinen Buben dem pariser Morgenzug entstieg; die Buben sprechen spanisch und da habe ich zum ersten Mal den wunderbaren Klang dieses Idioms gehört. Als wir uns am ersten Tag mit den sanftern kleinen Vettern im Garten tummelten und sie auf unsern Schultern zickzack reiten liessen, schrien sie jubelnd

"Caballo", "Caballo" (wir hörten: kavaĵo und erst die Tante deutete uns das mit dem Hinweis auf unser bisschen Französisch als cheval). Jener eine Tag hat aber eine dauernde Freundschaft mit den Beiden gestiftet, die leider, leider für den Einen viel zu früh ein Ende nahm, da er im ersten Weltkrieg der Grippe zum Opfer fiel. Der nachgeborene dritte Bruder rückte in diese Freundschaft mit ein, jenen entscheidenden Tag hatte er freilich nicht miterlebt. Waren die Besuche in Zürich seltene Glücksfälle, so boten sie uns Jungen ausso erlesenerer Genüsse. Schon nur die Pracht der Berge und des grossen Sees, die zu den Fenstern herein leuchtete, war überwältigend, und die weissen Dampfschiffe musste man gewiss nicht nur von oben herab durch die Fluten ziehen sehen, sondern durfte darauf bis zur Ufenau und nach Rapperswil fahren und unvergessliche Eindrücke von wehrhafter Vergangenheit oder von bezauberndem Klosterfrieden empfangen. Auch Klosterpracht bekam man zu sehen, in Einsiedeln, und dann wieder die Waldesinsamkeit an der Sihl, die damals noch fast unberührt war. Kellers und Böcklines Andenken berührten mich, wenn es beim Künstlergütli vorbeiging und das Landesmuseum war eine unerschöpfliche Freudenquelle ganz abgesehen von dem scheuernden Erstaunen in der grossen Saalhalle, als zum ersten Mal die Rodlerbilder sichtbar waren, die Einen dann in Gedanken nicht wieder losliessen und Einen bei jeder Wiederkehr vor sich zwangen, trotz dem stets erneuten Brauen vor dem blutenden Schenkelstumpf, das von der Majestät des Trauerzugs jedesmal gleich übertönt ward.

Im Haus war die Stimmung oft etwas bänglich, man fühlte sich vor Ausbrüchen des darin herrschenden Temperaments nie ganz sicher, die so gar nicht vorauszurechnen waren, weil sie bei dem ganz in seinen Geschäften verstrickten Hausherrn von unübersehbaren Ursachen ausgelöst werden konnten und ihr Verlauf dann gleich unberechenbar war. Wo er erschien, stellte sich solches Bangen lange Zeit ein, erst als in seinen letzten Jahren der geschäftliche Erfolg gesichert war, klang es allmählich ab.

Der Kreis der Kiefernchen nahen Verwandten war so für uns Kinder geschlossen mit den drei Häusern in Basel und den zweien in nicht unerreichbaren andern Gauen der Heimat. Allen fühlten wir uns schon daraus besonders zugehörig, weil unsere Mutter es war, die uns mit ihnen verband und die uns erhalten war. Aber nun sie selber in diesem Kreis zu schildern, davon hält sich manches ab; vor Allem das Gefühl, es werde an einer andern Stelle möglicher sein, von ihrem Wesen noch ein umfassenderes Bild zu geben; denn an der Münchensteinerstrasse war sie vor Allem die stellvertretende Hausfrau, deren eigenes Leben im

Dienste des grossen Kreises aufging. Sie hat zwar diesen Dienst in dem Hause bis an ihr Ende weiter geleistet; aber doch später unter andern Bedingungen und nicht mehr gleich schwer dadurch beansprucht. Die ersten zehn Jahre - und diese Erinnerungen haben deren Verlauf ja noch gar nicht berührt - waren für sie von altem und neuem Leid erfüllt und da erschien ihr ihre Aufgabe manchmal fast erdrückend und ihr Leben wie von Barikaden abgesperrt. Sie hatte ja nicht einmal die Erziehung ihrer Kinder ganz in den eigenen Händen: die war - es konnte nicht anders sein - eine Haus- und Familienangelegenheit, deren sich Alles mit Liebe und Fürsorge widmete (sodass nie das geringste von Vernachlässigung den Kindern spürbar geworden wäre), und bei der ihre Stimme auch volles Gewicht hatte; aber sie wusste noch um eine andere Stimme, die ihr mehr gegolten hatte, und in deren Klang sich Töne gemischt hatten, die sie niemanden mehr recht vernehmlich zu machen vermochte, selbst den Kindern nicht mehr so deutlich, wie sie es ersehnte.

Und inzwischen hatte auch die Basler Schulzeit für uns Niesentäler Kinder begonnen. Die Jüngsten waren in die nahe Primarschule an der Sevogelstrasse gekommen, die Ältern Schwestern in die Töchterschule an der Kanonengasse und ich auf den Münsterplatz ins untere Gynasium neben dem Mentelinhof. Noch erinnere ich mich, wie ich Herrn Rektor Fritz Burckhardt in seinem Dienstziemer, das gegen den Schulhof im Erdgeschoss eines Anbaus gelegen war, vorgestellt wurde, er trug ein dunkelbraunes rundes Saatküppchen auf dem blossen Scheitel, war teilnehmend und freundlich und erkundigte sich über meine Lörracher Vorbildung; ohne viel Formalitäten wurde ich in die dritte Klasse eingewiesen gegen die Zusicherung des Grossvaters, dass ich im Französischen Privatstunden erhalten sollte; dabei wurden wir auch gleich auf die Möglichkeit aufmerksam gemacht, sie bei Herrn Dr. Albert Gessler zu erhalten, von dessen Haus ich schon erzählt habe. Von diesen Stunden will ich zunächst nicht reden, sondern vom Eintritt in die neue Klasse, deren Klassenlehrer Herr Dr. Grüninger war. Ich wurde von der Klasse mit Interesse betrachtet, als ich auftrat; man setzte mich neben einen Mitschüler, dessen Name mir entfallen ist, aber der mir daraus Eindruck machte, weil er wie gestochen schreiben konnte, eine Kunst, die mir völlig versagt war. Der Schreibunterricht war für mich eine Qual (wie später der Zeichenunterricht), während mein Nachbar in Erfolgen schwelgte. Die Buben wurden, wie ich schon in der ersten Pause durch ein mir aufgegebenes Wortspiel erfuhr, von den ersten geschlechtlichen Regungen geplagt und waren alle nicht besser als ich; aber unsere nähere Bekanntschaft wurde doch nicht auf dieser Grundlage geschlossen. Ich fühlte sich rasch wohl unter ihnen und wurde gern gelitten, da ich durch kein besonderes Streben oder Talent sein hätte erregen können. Bald spürte ich, dass mein Schicksal als Veteran der Teilnahme freundlicher Eltern ausser auf sich gezogen haben und dass das Einzelne Mitschüler durch Wohlwollen kundgaben; mit Einem hatte ich ein gutes Stück Schulweg gemeinsam und ich holte ihn oft ab oder wurde am Abend zum Vesperbrot (so hiess es freilich nicht) im Haus behalten; der hatte einen Vetter in der gleichen Klasse - wie ich übrigens auch - und bei dem kehrte man oft in dem schönen Haus an der Rittergasse an, wo er noch jetzt wohnt und das eine winzig kleine aber unermesslich gütige Mama beherrschte; die war immer still heiter und immer darauf bedacht dem jüngsten ihrer Buben, der auch ein ganz kleines Männchen blieb, Freude zu machen. Mit "Bubenvisiten", damals eine grosse Ange-

legenheit, fing es für mich in diesem Hause an: zu einer "Visite" durften die jungen Gynasialisten die Kameraden einladen, die ihnen am Meisten zusagten, (daneben gab es immer solche, deren Einladung die Eltern verlangten - oder auch nur zur Probe zulieszen - und es war manchmal zu spüren, zu welcher Kategorie Einer gehörte). Die Hauptsache dabei waren natürlich Kaffee und Kuchen und die Törtchen am Abend vor dem Abschied; aber dazwischen wurde eifrig gespielt; eine Hauptfreude war es, sich zu Charaden zu verkleiden; der Freund in der Rittergasse aber durfte oft eine unendliche Schar ~~zum Indianer-~~ ~~ix~~ auf das wunderbare Gut seiner Eltern vor der Stadt die "Solitude" bei der Verbindungsbahnbrücke, am Rheinufer, zum Indianerlis spielen, einladen; das Gut ist jetzt öffentlicher Besitz, und das grosse Haus, worin wir bewirtet wurden und uns für das Spiel austatteten, war unbewohnt, wenn wir kommen durften und doch war alles, was man für eine solche Gelegenheit nötig haben mochte, ~~hi~~ in Schränken und Kammern vorhanden. Aber Jedes brachte seinen Schack und seine Indianerwaffe, zu Hause ausgedacht und mit aller~~hi~~ erreichbaren Kunst verfertigt, mit und in dem riesigen Park mit seinen offenen Kasenplätzen und geheimen dunkeln Wegen gab es Hinterhalte und grosse Schlachten zwischen Mohikanern und Sioux; denn Lederstrumpf war eine unerschöpfliche Anregung. Man stritt sich um die Ehre, die grossen Mohikanernamen zu führen, und weniger Beliebte wurden etwa verurteilt, als Bleichgesichter an den Baum gefesselt und gesartert zu werden. Da lernte man auch Kameraden aus den Parallelklassen kennen, mit denen man dann später die Schule weiter zusammen durchlief und es waren auch der Sanrezki und der Bellerio dabei, ein Pole und ein Italiener, die später aus dem Gesichtskreis verschwanden, damals aber alle Anziehungskraft des Freuländischen ausübten. Ganz so schön, wie in der Solitude war es nirgends; beim Indianerlis war auch das Visiten-Zeremoniell nicht so rigoros, wie an andern Orten.

Ich durfte selber auch etwa einmal zu einer Visite im Haus des Grossvaters einladen: da ging es dann zwar nicht so grossartig, aber doch recht frei her, ~~bis~~ der Grossvater abends heisskam und die Freunde, die schon zum Abschied versammelt waren, entliess. Er errang sich bei ihnen hohes Ansehen, denn er konnte unübertrefflich durch die Finger pfeiffen. doch brauchte er dazu nur einen einzigen Finger, den linken Kleinen. Den steckte er ein wenig gekrümmt zwischen die hintern Backenzähne im Mundwinkel und dann schrillte ein Pfiff, der durch Mark und Bein ging und dem Haus und Garten gehorchten, samt Allem, was drin war. Nur meine Frau hat später noch einmal ähnlich mächtig pfeiffen können (freilich lange nur mit zwei Fingern) und hat ähnliche



Triumphe gefeiert.

Von solchen Höhepunkten der ersten Basler Schulzeit stach allerdings deren Alltag ziemlich ab. Herr Dr. Grüninger war ein recht trockener Schulmeister; er hatte nicht viel Persönliches zu bieten, und da ich im Lateinischen zunächst keine grosse Mühe hatte mitzukommen, mich deswegen auch nicht recht anstrengte, ergab sich bald aus seinem Unterricht bald ein merkliches Defizit; das war umso bedenklicher, als ich zwar im Deutschen ordentliches leistete, aber im Rechnen trotz Herrn Dr. Bucherer, der die Herzen zu gewinnen versuchte, nach wie vor versagte und im Französischen vorläufig nur hors concours mitmachte. Die Fächer von zweiter Bedeutung, Geographie, Naturgeschichte und Geschichte, zogen mich an, besonders war mir Geschichte lieb, wie sie uns Albert Burckhardt-Finsler, der spätere Konservator des historischen Museums und Regierungsrat, vortrug, den kannte ich aus der Bevogelstrasse und er mochte mich gern, sodass mich auch seine gelegentlichen Jähzornanfälle nicht schreckten, deren Grund man nie erfassen konnte - er war immer den Stimmungen des Augenblicks unterworfen -. Damals gehörte er noch zu den Konservativen, und er hatte sogar, wie man munkelte, Ende der Achzigerjahre sehr zum Erfolg des "Joggeluner" beigetragen: das war eine Fastnachtszeitung gewesen als deren Ursprung man das Lehrerzimmer des Gymnasiums kaum mit Unrecht vermutete und die Furore gemacht hatte; wenn man heute davon eine Nummer davon in die Hand bekommt, so wird ihr Stil einem xix seltsam vorkommen: die Angriffe auf die radikale Herrschaft nicht mehr so geistvoll, wie sie beim Erscheinen noch wirken mochten, und die Schreibweise zwar auffallend gepflegt und literarisch - ausgezeichnet gefeilte Verse -, aber reichlich verstaubt, wie Gartenlaube-Romane; man wird bei solcher Lektüre recht nachdenklich gestimmt, auch wenn man ähnliche Produkte der Gegenwart gar nicht in Betracht zieht. Mit Albert Burckhardt sollte ich später noch vielfach in Berührung kommen.

Am Ende des ersten Schulhalbjahrs trat die erste grosse Entscheidung an unsere Klasse heran: Wer sollte "Barbare" bleiben, wer versuchen "Griechen" zu werden. In der obersten Klasse des untern Gymnasiums begann zu jener Zeit der Griechisch-Unterricht, der in der obern Abteilung obligatorisch war, sodass die daran nicht Teilnehmenden "Barbaren" nach Absolvierung des vierten Gymnasialjahres in die Realschule übertreten mussten. Ich erinnere mich nicht, dass die Frage für mich eingehend erörtert worden wäre; ich erklärte bestimmt, ich wolle in das Obergymnasium übergangen, ohne eine Vorstellung davon zu haben, was mich dorthin zog; und das wurde mir denn auch gestattet. Für die vierte Klasse wurden die Schüler neu eingeteilt; statt drei Klassenabteilungen gab es nunmehr nur noch zwei (A und B); darin sasssen aber Griech.

en und Barbaren; für diese trat an Stelle der Griechisch-Stunde der Unterricht im Englischen, während die übrigen Fächer je für die ganze Abteilung gemeinsam waren. Ich wurde "A-lemer" (A-Lamm sagte man auch) und zu meinem Bedauern von manchem guten Kameraden getrennt, mit andern aber zu meiner Freude vereinigt. Die neue Einteilung bestand dann durch das ganze Obergymnasium weiter, nur wurden die beiden Parallelklassen im Laufe der Jahre durch Austritte verkleinert, die allerlei Zuwachs nicht überwog; die unsere zählte bei Erreichung der Maturität noch 17 Schüler, sie hatte mit ziemlich viel mehrern angefangen. Von Anfang an hatte A und B eine verschiedene Farbe; woran das lag, vermag ich nicht zu sagen, die beiden Abteilungen wiesen einen ganz ähnlichen gemischten Bestand aus Buben von recht verschiedenen Kreisen auf, aus recht bescheidenen, gut bürgerlichen oder sehr "vornehmen" Familien. Eigentliche Arbeiterkinder fehlten allerdings noch, aber in manchem Elternhaus unserer Kameraden ging es viel einfischer zu, als heute bei den meisten Arbeiten; das merkte man schon an der Sorgsamkeit, mit der die Schul Sachen behandelt wurden und gelegentliche Besuche machten es noch eindrücklicher: da standen keine auf Abzahlung erworbenen Möbel in den engen Stuben und rührende Teppichlein aus Lappen, in zierliche Schuppenmuster geordnet, legen vor den alten Bettstätten; das Brot war sorgsam verschlossen und die Hausmutter schnitt Jedem sein Stücklein ab, auch dem Gast das Seine. Dass einzelne unserer Mitschüler (kleine) xpi Stipendien erhielten, war lange für uns ein tiefes Geheimnis, das zu lüften sich umso weniger Anlass ergab, als die Stipendiaten und überhaupt die einfach gehaltenen Kameraden fast ausnahmslos zu den guten Schülern gehörten. Vielleicht waren in unserer A-Klasse ein wenig mehr "brave" Buben,\* und sicher trug es zur Unterscheidung bei, dass nach unserem Gefühl die B-Klasse im Ganzen immer flottere Lehrer hatte, wenigstens im Obergymnasium. Von dem Jahr in der letzten Klasse des Untern ist mir nur sehr wenig in Erinnerung. Die Anfänge des Griechischen vermittelte uns Herr Steegeisen, der uns einen mythischen Neffen als Ideal eines Schülers vorhielt, in einer höchst ernüchternder Weise, sodass der anfängliche Enthusiasmus über das neue Alphabet nicht lange vorhielt. Ich wurde bald auch im Griechischen recht gleichgiltig, was zu meinem mathematischen Versagen hiazu zu bedauerlichen Lücken in den Grundlagen meiner humanistischen Vorbildung führte und sich auch bei meinem Latein auswirkte. Jedenfalls habe ich noch heute das Gefühl, ich sei zum Uebertritt in die Obere Abteilung damals nicht reif gewesen.; auch wurde er mir, wenn ich nicht irre, nur auf Probe gestattet. Lebendiger als die Unterrichtsstunden

\* die auch zu Hause an ein strenges Regiment gewöhnt waren, als in der B.

sind mir die Pausen geblieben, die man im grossen, rings von Gebäuden umstandenen und grob gepflasterten Schulhof mit Kämpfen zwischen Griechen und Barbaren und stürmischen "buhurden" wild genug verbrachte. Die Aufsicht war lax; nur wenn Herr Conrector Berthodet sie führte, und mit seinem rundgeschnittenen Vollbart und dem grauen Lockenkopf gemessenen Schrittes hin- und herging - die rasche Hand im halb zugeknöpften Jäckchen verborgen (sie fuhr so oft unglaublich rasch heraus), hütete man sich vor Kollisionen. Das war ein vorzüglicher und von Allen geachteter Mann, der sein Französisch mir vollendeter Sicherheit und Klarheit lehrte und dafür von Herzen begeistert war. Ihm verdanke ich so vor Allem, auch vor Albert Jessler, dass ich - bis auf das verfluchte *participe passé* zu einer ordentlichen Beherrschung seiner Sprache gelangt bin, trotz dem ich nie Gelegenheit hatte, längere Zeit in Welschland oder in Frankreich zu verweilen, und dass ich mir leicht wälsche Freundschaften zu erwerben vermochte. Es ist fast allen meinen Klassengenossen gleich gegangen<sup>\*)</sup> Berthodet besass die glücklichste Mischung von Ernst und Humor, die ein Erzieher haben kann; auch wenn er ironisch wurde, schimmerte seine grosse Güte durch und wie grossmütig schenkte er einem oft die verdiente Strafe. Strafen spielten damals freilich noch eine grössere Rolle, als heute: Strafaufgaben und auch das Messrohr gab es oft; eine Tatze von Dr. Bucherer biss recht scharf; aber geprügelt wurde kaum je, und man fühlte sich durch Tatzeln nicht sehr gedemütigt. Schlimmer war die Strafkasse, aber nur, weil sie den freien Nachmittag verdarb. (Ich wusste das nur selten auf mich nehmen), aber man wurde da fast besser behandelt, als in den gewöhnlichen Stunden und durfte seine die Aufgaben machen, mit denen man sich ohnehin hätte abgeben müssen. Das Grauen vor der Gewalt der Schuldisziplin, das uns in Lörrach beherrscht hatte, überschattete uns in Basel nicht mehr. Etwas davon erhob sich dann freilich in den ersten Klassen des Obergymnasiums; ehe ich aber mit der Schilderung des neuen Abschnitts im Schulleben begingge, verlangt ein anderer Gegenstand hier seine Stelle, weil seine schmerzlichen Wirkungen in die nun beginnende neue Periode fallen, wenn auch manches davon schon früher begann und manches lange noch nachwirkte.

<sup>\*)</sup> Bei Albert Jessler war mir das Französische noch immer eine Fremdsprache, freilich eine erlernbare, geblieben. Bei Berthodet war es das natürliche Idiom, dessen Gebrauch uns auch natürlich werden sollte.

SCHWACHEN UND SCHLECHTIGKEITEN.  
\*\*\*\*\*

Im 13. Kapitel des "Sinngedichte" erzählt Gottfried Keller, wie Reinhard im "Museum" Luziens nach dem Grunde der Anziehung fragt, die die Sammlung von "Lebensbüchern" auf die schöne Besitzerin ausübt. Sie antwortet:

" Das Geheimnis ist ein sehr einfaches, und doch ist es allerdings eins. Ich suche die Sprache der Menschen zu verstehen, wenn sie von sich selbst reden; aber es kommt mir zuweilen vor, wie wenn ich durch einen Wald ginge und das Gezwitscher der Vögel hörte, ohne ihrer Sprache kundig zu sein. Manchmal scheint es mir, dass Jeder etwas anderes sagt, als er denkt, oder wenigstens nicht recht sagen kann, was er denkt, und dass dieses sein Schicksal sei. Was der Eine mit lautem Geräusche kundgibt, verschweigt der Andere sorgfältig, und umgekehrt. Der bekennt alle sieben Todsünden und verheißlicht, dass er an der linken Hand nur vier Finger hat. Jener zählt und beschreibt mittels einer doppelten Selbstbespiegelung alle Leberflecken und Muttermählchen seines Rückens; allein dass ein falsches Zeugnis, das er einst aus Charakterschwäche oder Parteilichkeit abgelegt, sein Gewissen beschwert, verschweigt er wie ein Grab. Wenn ich sie nun alle so miteinander vergleiche in ihrer Aufrichtigkeit, die sie für Kristallklar halten, so frage ich mich: gibt es überhaupt ein menschliches Leben, an welchem nichts zu verhehlen ist, das heisst unter allen Umständen und zu jeder Zeit? Gibt es einen ganz wahrhaften Menschen und kann es ihn geben? "

Weniges, was ich je gelesen habe, ist mir so unauslöschlich in der Erinnerung geblieben und ist so oft wieder daraus aufgetaucht. Immer, wenn in den letzten Jahren die Frage an mich gestellt wurde, ob ich denn nichts von meinem Leben erzählen möchte, standen mir die Worte Luziens vor dem innern Auge; aber nicht davom fehlenden Finger er-

schreckt mich, wenn ich mir auch keines falschen Zeugnisses bewusst bin. Der Gedanken eine Reihe von jugendlichen Schlechtigkeiten, alle aus Charakterschwäche begangen, aber alle ungesühnt, bedrückt mich. Dass ich sie meiner jungen Frau gebeichtet habe, hat mich ihr gegenüber befreit. Jedoch wie - wenn ich vor einem grössern Kreis mit meinen Erlebnissen aufträte und diese überginge? Sie sind längst verjährt, und ein Bericht darüber könnte keine Folgen mehr haben; weniger sicher ist, ob er mich nicht in lebendigen Augen herabsetzte, und ob das nicht doch eine Sühne wäre, die ich eben zu leisten hätte. Wenn ich den Bericht doch unterlasse, so treten diese paar Sätze vielleicht an die Stelle jener Art Sühne; es lässt Mutmassungen offenes Feld, denen ich keine Grenze setze, als diese: wären die Missetaten bei einem gleichaltrigen heute entdeckt worden, so trüfe das Jugendstrafgericht wohl keine sehr schwerwiegenden Massnahmen, obwohl sie einander ziemlich rasch gefolgt sind, sie würden für die Behörden zum täglichen Brot gehören.

Natürlich habe ich es seinerzeit als ein Glück empfunden, dass ich geschlüpft bin. Ich habe seither anders darüber denken gelernt, umso mehr, als das ~~nicht~~ Dunkel nicht dazu half, die Schwäche zu überwinden. Sie ist im Grunde nie ganz überwunden worden; nur das Bewusstsein ihres Bestehens hat sich langsam gestärkt. Dazu haben die Angetrübten, in denen mir die Vorgänge in allen Einzelheiten immer wieder erscheinen, neben Anderem wohlthätig beigetragen. Mehr als die Nachsicht, die meine Schwäche von allen Seiten erfuhr.

Es ist nicht umsonst gekommen, dass mir lebenslang Strafen im Tiefsten widerstrebt; das Gefühl: Du bist ja selbst nicht schuldlos und willst über Andere richten, hat mich nie verlassen, und es hat Fülle gegeben, wo mich die antliche Pflicht dazu, die ich für unverbrüchlich erkannte, und der ich auch nicht durch Niederlegung meines Amtes hätte Ausweichen ~~können~~ dürfen, im Innersten aufgewühlt. Es ist meine Hoffnung, dass ich indes, was ich entscheiden ~~m u s s t e~~, der Gerechtigkeit wenigstens nach menschlichem Verträgen nahegekommen sei.

Den mir von Kind auf anhaftenden Leichtsinne und meine Fähigkeit und Gleichgiltigkeit allmählich zu bemeistern, dazu haben mir immer Menschen geholfen, deren Persönlichkeit mir Verehrung einflusste, zu denen ich aufblicken musste. Das waren nicht nur die Männer, die durch ihren Geist und dessen Leistungen meine Entwicklung bestimmten und nicht nur meine bedeutenden Freunde. Es gehörten auch junge Mädchen dazu, einfache und hochstrebende, und Frauen, für deren Reiz ich tief empfänglich war. Ich hatte das Glück, dass mir

solche Mädchen und Frauen schon im engen Kreis meiner frühesten Jahre begegnete und dass sich die Reihe immer wieder verlängerte. Verehrte Jugendfreundinnen bewahren mir ihre Teilnahme noch heute, und es wacht bei jedem Zusammensein die alte Neigung wieder auf; nur wenige noch lebende sind mir aus den Augen gekommen.

Umso demütigender ist mir das Bewusstsein, dass ich Frauen gegenüber arg schwach gewesen bin, und zwar sehr lange; zu meinem Heil nicht mehr nach meiner Heirat. Die vermochte mich, seubem Tisch zu machen in Wort und Tat. Auch diese Schwäche hat mir im Dunkel Bitternis gebracht, die mir nicht viel half. Hierüber aber ebenfalls zu schweigen, fällt mir leichter, warum, weiss ich nicht recht.

Damit möchte ich die betrübliche Kapitel schliessen. Ohne dass es geschrieben worden wäre, hätte ich mich nicht zu diesen Aufzeichnungen ungern entschliessen können. Dinge, die es berühren, werden wohl noch manchmal darin auftauchen. Der Leser weiss dann, wo sie einreihen.

Dass ich nicht von meinen Gedanken über die letzten Dinge reden werde, darin wird wohl auch ein Schwächezeichen liegen; in der Tat bin ich zu wenigen Erkenntnissen durchgedrungen und mein Respekt und meine Ahnungen sind tiefer als mein Glaube. Aber darüber zu schweigen, erscheint mir als mein Recht.

Das Bild meiner Schulzeit im Obergymnasium ist mir nicht als ein einheitliches in Erinnerung; ich habe immer empfunden, dass diese Zeit für mich in zwei Epochen zerfiel, und so will ich sie auch schildern, ohne mich allzu streng an die Einteilung zu halten.

In der ersten Epoche war ich noch ganz ein Kind und unterlag denn auch dem kindischen Urwesen, das in der ersten Klasse von unserem Lateinlehrer Dr. K. Grob aus, auf uns einwirkte. Wenn er auf seinem Katheder das längliche Brettchen mit dem Knopf abhob, unter dem sein Tintenfass geborgen lag, so stellte es sich sofort ein, aber nicht in seiner fürchterlichsten Art. Dann wusste man, es gab eine "Umfrage". Da wurde entweder eine Frage gestellt oder man hatte die Antwort zu geben, die dem Nebenmann nicht richtig oder nicht rechtzeitig, eingefallen war, oder es galt, ohne Anforderung die nach dem System folgende Form oder Regel zu nennen. Mit dem Brettchen wurde die atemberaubende kurze Antwortfrist bezeichnet; ein Schlag: Jetzt! - Zwei Schläge: Vertan! - Giltig war nur ein präziser und sicherer Bescheid; jeder Zweifelhafte wurde verworfen. Unnachlässig wurde am Schluss abgerechnet. Ich sass wie gelähmt in Angstschweiß da und nur der Zufall liess mich etwa versehentlich durchschlüpfen; denn bei mir "sass" nichts. Dabei hatte man den Richter totenbleich vor sich, den Kopf an die Wand zurückgelehnt, mit <sup>von</sup> geschlossenen Augen, nur auf ~~six~~ Sekunden die Lider hebbend; er war einer so mechanischen Präzision, Gleichmässigkeit der Fristbestimmung und solchen Urteilsicherheit, dass kein Gedanke an eine mögliche Ungerechtigkeit aufzukommen vermochte und er hatte einen Ausdruck des Leidens im Antlitz, der die Angst noch steigerte, weil man den Fehlschlag als Unrecht gegen ihn empfinden musste, das ihn schmerzte. Noch fürchterlicher war es aber, wenn am Einzelnen "daran war" - etwa einen Paragraphen übersetzen musste (womöglich gar vom Deutschen in die alte Sprache). Für den Fall, dass das vieraten sollte, war die Reaktion ganz unberechenbar und deshalb ihre Erwartung umso bangter; denn nur ganz ausnahmsweise fiel sie mild aus, - ob aber moralische Verurteilung oder Verpöttung schlimmer sei, war nicht zu entscheiden. Bis in die nächtlichen Träume wirkte das Grauen nach, und es wurde noch durch die wirren Monologe verstärkt, die sich häufig vom Katheder vernehmen liessen; daraus verespürte man persönlichen Gram über ein verfehltes Leben, eigenes Ungenügen, unverständige Kritik und mangelnde Anerkennung; und die Monologe, von



verzweifeltsten Gebarden unterstutzt, immer wieder unterbrochen durch die laute Aufforderung "schweig' still, mein Herz". Was all dem zu Grunde lag, blieb dunkel, und erhellte sich für uns erst viel später, als wir längst nicht mehr unter der Fuchtel standen und reifer geworden waren. Es gibt eine schöne \* Schilderung, die eine schwere menschliche Tragik enthält. \* und teilnahmsvolle)

Das Wertwürdigste aber war, dass den Geistes von uns das Grauen im Grunde nichts anhatte, dass es vielmehr unversehens in fast leidenschaftliche Hingebung umschlug. Wir spürten instinctiv, dass der unglückliche Tyrann uns liebte, und dass er von tiefer Güte erfüllt war. Mit Händen zu greifen war, dass ihm das Bellum Gallicum und die Geschichte Caesars, die er stückweise mit uns durchnahm, nicht nur Uebungsstoff waren, sondern dass er sie vor uns durchlebte; und so zog er uns hinein: als sich im Jahreslauf die Iden des März näherten, rüsteten wir - jeder nach seinem eigenen Können - eine grosse Caesarfeier zu: der Eine verfertigte Zeichnungen oder gar Modelle von den berühmten Schlachtfeldern oder von Befestigungsanlagen, der Andere Kriegemaschinen im Kleinen, ein Dritter eine möglichst musterhafte Uebersetzung, ein Vierter eine grammatikalische Zusammenstellung oder eine Zeittabelle. Und als der grosse Tag da war, wurde zunächst alles Schaubare sorgfältig - freilich auch mit präziser Kritik, aber doch dankbar gewürdigt, alles Geschriebene zu näherer Prüfung mit Freude behandelt, und dann kam eine Stunde des Erzählens und Schilderns aus ergriffenem Herzen, die uns Alle erhob. Unsere Parallelklasse hatte mit uns gewetteifert; ob sie uns übertroffen haben, erfuhren wir nie. Wir hatten Alle den Gewinn, der spontaner Tätigkeit im Dienste einer Idee sicher ist, wenn die Idee hoch steht.

Unsere Erfahrung mag wohl nachdenklich stimmen. Natürlich wurde uns ihre Tragweite erst später erkennbar. Wer es zu verantworten, dass ein Lehrer mit den Methoden und dem Gehaben des Herrn ~~XXXX~~ ~~Aligär~~ Dr. Grob von den Behörden geduldet wurde? Es war ja keine versteckte und hinterlistige Tyrannei (solche gab es damals auch, wir sind aber in unserer Klasse nicht darunter geraten), sondern eine stadtbekannte, und selbst wir merkten, dass die Frage manchmal dem Rektor nicht fern lag. Die Duldung von Dr. Grob widersprach allen theoretischen Grundgesetzen der Pädagogik, und es bestand zu jener Zeit noch kein so starker gewerkschaftlicher Schutz für die einmal im Dienst Stehenden, wie er sich später entwickelt hat, sodass die Behörden ganz wohl hätten "durchgreifen" können. Freilich gab es gerade am Gymnasium manchen Lehrer, der als ein Original

gelten durfte; Durchschnittlichkeit war offenbar keine Empfehlung. Aber der arme Herr Dr. Grob trieb es oft wirklich arg. Es war für mich der erste grosse Fall, durch den ich auf die Fragwürdigkeit aller Prinzipienreiterei aufmerksam wurde und bei dem es mir offenbar wurde, dass jedes Ding mindestens zwei Seiten habe, die man zum wenigsten kennen müsse, bevor man sich entscheide. Diese Einsicht wurde für seine innere Entwicklung höchst bedeutsam; sie konnte das werden, just weil es bei dem Problem zu keiner Entscheidung kam und weil sich daraus für uns die Möglichkeit ergab, die - für uns beglückende - zweite Seite überhaupt zu sehen.

Die zweite Erfahrung von ähnlicher Bedeutung verdankte ich unserem Griechisch- und Deutschlehrer Herrn V.D.W. August Beck, der ebenfalls zu den Originalen zählte, und auch mit Grund gefürchtet war. Er hatte auf einem schwächtigen, meist in einem dunkeln Gehrock gehüllten Körper ein wahres Löwenhaupt mit gestäubtem wirrem Haar und kurzem struppigen Vollbart. (Fast alle Lehrer- und überhaupt fast alle Männer - waren damals noch bärtig, unser Herr Rektor mit der spiegelnden Glatze unter dem Samtkäppchen freilich trug nur einen kurzen Schnurrbart). wurde der Herr Grob in der Erregung immer bleicher, so wurde Herr Candidat Beck zornrot und dieses Rot flamte leicht und jäh auf; dann folgte rollender Donner nach. Aber dazwischen packte Bienen sein Unterricht. Besonders unmittelbar beglückend war es, wenn Gedichte gelesen und erklärt wurden; die Begeisterung für Schiller, die er in mir entfachte, ist nie mehr erloschen. In den Aufsätzen liess er den Schülern grosse Gestaltungsfreiheit, so genau er es mit der Korrektheit der Sprache nahm, und all' Dies bewirkte, dass es bei ihm nicht so schwer war, wie bei Dr. Grob, die Angst zu überwinden und persönliches Wohlwollen zu spüren. Da zu trug freilich auch seine merkwürdige Erscheinung - namentlich der steife Kuppelhut auf dem struppigen Kopf über der feierlichen Redingote - und zum gewisse komische Manieren bei. An der Leistungsggend spiegelte sein Rock, da er sich durch ständiges Reiben dort offenbar gegen ein verborgenes Jucken wehren musste, sodass der Küchenlateinische Satz maging: Sester cavet vestem non vi, sed saepe fricando; "Sester" wurde er seines Hauptes wegen genannt, denn so hiess ein grosses altes Höhenmass. August Beck hatte Theologie studiert, war aber vom Verbum Divinum abgefallen und ein völliger "Heide" geworden; das liess er oft auch unverblümt merken. In der Schule aber sasssen überwiegend Söhne aus ausgesprochen frommen Familien und auch in der Lehrerschaft wurden Becke Ansichten kaum geteilt; wenn auch

der Religionsunterricht der Kirche überlassen war (wir hatten in den ersten Klassen noch gar keine Katholiken unter uns), so wurden die Tage doch mit einem ~~XXXXX~~ Gebet begonnen und geschlossen, das auch Herr Beck respektierte, aber oft mit sichtlichem Widerwillen. Die Schüler wussten, dass ihre Eltern die Abtrünnigkeit Herrn Becks mißbilligten und bedauerten; es soll gelegentlich auch Reklamationen wegen einzelner Äusserungen gegeben haben. Aber es wurde nie ein heiliger Krieg entfacht. Ich weies nicht, ob das unterblieb, weil die der Schule nahestehenden Kreise politisch in der Minderheit waren und ein solches Unternehmen für aussichtslos ansahen. Aber es wurde auch nicht mit den Zähnen geknirscht und nicht unterirdisch agitiert. Man hatte den Eindruck, dass das Verhalten der Andersdenkenden, so bestimmt es ändern Geleisen folgte, den Abgefallenen gegenüber auf Toliranz beruhte, der persönliche Achtung zu Grunde lag. Das war der zweite grosse politische Eindruck, den ich unserer Schule verdanke.

Davon zu reden, wie sie mich in diesen ersten Jahren sonst bildete, lohnt sich nicht. Nur von der Mathematik muss ich ein Wort sagen. Freilich zunächst ohne den Versuch, unsern Lehrer, Herrn Dr. Fritz Tschopp, zu schildern. Die Periode der Arithmetik war überwunden; wir sollten in die Algebra und in die Geometrie eingeführt werden. Die erste sagte mir gar nichts; wären meine Grundlagen (und namentlich mein Zeichnen) nicht so mangelhaft gewesen, so hätte mir dagegen die Geometrie Freude machen können; ich spürte ein starkes Interesse an der Welt der Formen. Aber ich vermochte mich ihr nicht zu bemächtigen; weder das fakultative Schulzeichnen, noch Privatstunden die mir im Sternengässlein beim Herrn C. Wartner, dem Grabsteinhauer mit dessen Söhnen und Vetter G. Frey zusammen erteilt worden war - Herr Wartner's Frau war mit der mütterlichen Familie verwandt - hatte eine genügende Festigkeit bei mir entwickeln können. Die mathematische Seite der Geometrie war mir vollends unzugänglich, wenigstens, was die Anwendung anbelangt. Herr Dr. Tschopp war es nicht ~~ganz~~ gegeben, den einzigen Keim zur Entwicklung zu bringen, der in mir lag, und so habe ich mich von aller Mathematik mein Leben lang fern gehalten (und wehe mir, wenn ich doch irgendwo damit in Berührung kam, weil ich mich scheute, meine Inkompetenz einzugestehen). Ich kann nicht sagen, wie dankbar ich unserer Schule dafür geblieben bin, dass sie mein Manko trotz ihrem Programm übersah, und zwar, obwohl ich es nicht durch gute Leistungen auf andern Gebieten ausglich. Wie weit eine gewisse Fähigkeit zur ihr das bei mir erleichterte, vermag ich nicht zu ~~sagen~~ beurteilen.

So lebendig die Eindrücke von der ersten Klasse her bei mir noch sind, so völlig fehlt mir eine deutliche Erinnerung an das zweite Jahr. Was ich davon noch weiss, ist mir als Erlebnis des Folgenden geblieben; dass das falsch ist, darüber hat mich ein Blick in die gedruckten Schulberichte belehrt. Dieses versunkene Jahr wird es denn wohl auch sein, was mich die Zeit des Obergymnasiums als so uneinheitlich empfinden lässt, und gewiss wird die Ursache hiervon darin liegen, dass mich damals Allotria viel stärker beschäftigte, als die Schule. Jedenfalls hat mich diese in jenem Jahr nicht wesentlich gefördert. Nicht aus ihrer Schuld.

Den Abschluss der ersten Periode bildete meine Konfirmation, die mir von Herrn Pfarrer W. Eoklin erteilt wurde. Seit wir in Basel eingesogen waren, hatte ich im Pfarrhaus zu St. Martin die Wochenkinderlehre und dann den Konfirmations-Unterricht besucht. Das Pfarrhaus, an der Chor-Ecke des Kirchplatzes, enthielt im Erdgeschoss eine niedrige Kinderlehrstube, die wie ein Schulzimmer eingerichtet war. Wenn man durch die hohe hölzerne Abschlusswand von der Strasse her dasz Höflein zwischen Kirche und Pfarrhaus und dann den Ausgang mit der Balkendecke betrat, und in die Stube zu gelangen, die vom Rheinsprung her ihr Licht hatte, war man in der Reformationszeit, und die hohe schmalbrüstige Gestalt des Herrn Pfarrer mit seinem glattrasierten Asketengesicht, sah, unter dessen Kinn, am Wangenrand vorbei bis zum gelockten Haupthaar, ein angegrauter Bart als Rahmen durchlief, so fühlte man die ganze Macht neu errungenen Glaubens. Herr Pfarrer Eoklin war einer der strengsten Pfarrer der Stadt. Grossvaters Haus an der Freien-Strasse gehörte zu seiner Gemeinde. Meine Mutter war von Herrn Antistes Stockmeyer am Münster konfirmiert worden, der auch "orthodox" war; wie die freisinnige Familie mit dem strengen St. Martinpfarrhaus in Verbindung gekommen war, hat mich später gewundert; jedenfalls bestand diese Verbindung und es war selbstverständlich, dass auch ich dorthin zu gehen habe. Ich wurde auch freundlich aufgenommen; der Herr Pfarrer machte keinerlei Anstand. Als ich in der Folge erfuhr, dass der Grossvater einmal zu St. Martin eine Predigt unterbrochen habe - das war allerdings eine recht alte Geschichte - wurde mir das Verhältnis nur noch unerklärlicher. Es habe ein deutscher Missionär gepredigt und dabei die schwersten Höllestrafen gegen Alle angedroht, die seinen Glauben nicht teilten. Da habe der Grossvater seiner Empörung über den Zeloten durch einen lauten Protest kundgegeben und das habe zum Abbruch der Rede geführt. Ich bin der Sache nie nachgegangen; aber in der Familie wurde das Verhalten des Grossvaters bewundert und es hat offensichtlich auch sein Ansehen in der Kirche auf die Dauer nicht gemindert, obschon er ~~es~~ zu meiner Zeit nicht mehr zu besuchen pflegte.

In den Kinderlehrjahren waren die Religionsstunden nichts, was einem sehr in Anspruch genommen hätte. Man hatte zwar Gesangbuchlieder auswendig zu lernen, aber wenn man das nicht fleissig getan hatte, gab es nur bei völligen Versagen ernsten Tadel - und ich lernte ziemlich leicht. Mehr Arbeit erforderte dann freilich der Konfirmationsunterricht, der wöchentlich zwei Stunden in Anspruch nahm;

da musste, was jede Stunde gelehrt worden war, in einem schriftlichen Aufsatz widergegeben werden, den der Pfarrer gewissenhaft durchlas und korrigierte; eine gewaltige Arbeit für ihn, denn wir waren unser etwa dreissig Confirmanden aus allen Schichten der Bevölkerung. Die Aufsätze wurden mir in der Regel nicht schwer; wenn ich gleich dahinter ging konnte ich Genüßtes leicht reproduzieren. Nach zwei Tagen war es freilich gewöhnlich ziemlich verflagen, und dann mochte mein Aufsatz manchmal recht dürftig ausgefallen sein. Ihren Eindruck verfehlten die Darlegungen des Herrn Pfarrers bei mir nicht. Im Gegenteil, der Ernst und die Tiefe seiner Ueberzeugung prägten sich mir unauslöschlich ein, ebenso sein liebevolles Bangen um unser Heil. Der Unterricht ergriff mich, und ich glaubte, den Zugang zum Glauben gefunden zu haben, wenn auch der Gedanke nie ganz schwieg, der Durchbruch sei noch nicht da. Im Grunde war ich eben noch ein Kindskopf und erwies das auch äusserlich; denn nach der Abendmal-Vorbereitung konnte ich mich nicht enthalten, auf den Birnbaum in unserm Garten zu steigen und dort auf der Plattform ("halb Gott im Herzen") meinen Träumen nachzuhängen, die sich seltsam mischten. Als ein zwar bescheidener, aber doch künstlicher Gewinn ist mir von jener Zeit her der Respekt vor persönlicher Glaubensstärke geblieben, der sich dann freilich auch auf überzeugten Unglauben erstreckte, wenn fühlbar war, dass er das Ergebnis eines geistigen Ringens sei.

Die Jahre von 1889 - 1892 waren der Abschluss der eigentlichen Kinderzeit, die bei mir also bis über das 15. Jahr hinaus gedauert hat, mochte sich auch die Pubertät schon früher angekündigt haben. Ich empfand auch, dass Andere schon weiter waren (freilich war ich in meiner Klasse stets bei weitem der Jüngste). Das Bemühen, die Unmündigen durch Rechtssätze in Kategorien einzuteilen, ist mir, wie übrigens die rechtliche Festsetzung des Mündigkeitstermins, immer fragwürdig vorgekommen, so viele gute Gründe dafür sprechen. Ob sich freilich das Problem überhaupt befriedigend lösen lässt, muss ich auch offen lassen; jedenfalls ist Doktrinarismus gerade auf diesem Gebiet besonders verhängnisvoll; das habe ich in spätern Zeiten bitterlich erfahren.

Ich hatte das Glück, dass mir die Jahre bis zu diesem Abschluss der ~~kindlich~~ Kinderzeit ruhig und ohne Störungen ~~maximal~~ verliefen. Die Erschütterung, die der Tod des Vaters gebracht hatte, war allmählich bei den Kindern überwunden, zumal die Mutter alles tat, um sie in den Hintergrund treten zu lassen, so schwer sie selber darunter litt. Ein Hauptmittel dazu war, dass uns immer

herrliche Ferienaufenthalte im Sommer gegönnt wurden. Der erste, 1890, im kleinen entlebucher "Bad Flüeli" war zwar noch stark überschattet; aber da schon entriess uns die Schönheit der Bergwelt der Traurigkeit. Mit der ganzen Kinderschaar wurde die Umgebung untersucht und zuletzt über Sörenberg das Briener Rothorn bestiegen, wo sich die ganze Kette der Berneralpen greifbar nahe vor unsern Augen himmelhoch erhob. Wir wohnten in einem leeren stattlichen ~~MAÄÄ~~ Privathaus und wurden im Badhotel höchst einfach, aber reichlich ernährt; bei Regen stöberte ich im Gemeindearchiv nach Siegeln (und habe da argen Schaden gestiftet, da ich von der Bedeutsamkeit der Urkunden, die mir unter die Hände kamen, keine Ahnung hatte und da mich niemand beaufsichtigte.) Im Kurhaus waren wir wohl angesehen: die Verskunst der Mutter, die wir etwa zur Geltung brachten, wurde samt unserer Talente bewundert, sodass, als wir im folgenden Jahr wiederkamen, unsere Stellung gemacht war. In diesem zweiten Jahr teilten wir die Wohnung mit einer befreundeten Familie, mit der wir durch meine älteste Schwester in Verbindung gekommen waren, eine Verbindung, die bis heute nachwirkt. Die Tochter war die liebste Schulfreundin meiner Schwester und ich verehrte sie heiss. Die ältern Söhne, mir aus dem Gymnasialturnverein bekannt, waren Vorbilder für mich, ähnlich wie die brosbacher Schläesli-~~Kräusli~~ Söhne, und die jüngern Geschwister gingen gut mit unsern kleinen zusammen. Dann war noch eine Cousine der Freunde aus Alexandria mit einem edligen Namen dabei, die schon englisch konnte und die grosse Welt kannte; war sie auch jünger, so umfloss sie doch ein geheimnisvoller Schimmer. Mit der Mutter standen die Eltern auf vertrautem Fuss, namentlich der gemessene Familienvater, der als Bürgermeistersohn in aller Einfachheit auf Würde hielt und, obwohl nur Privatmann - er war ein selbständiger Bankier - in allen Fragen des öffentlichen Lebens Bescheid wusste. Mein Bruder war der hochverdiente besler Assistenten Direktor Rudolf Frey.

Wieder gab es herrliche Ausflüge: es war im Vorjahr Vieles noch unentdeckt geblieben, aber auch das schon damals Bewunderte woanderszufinden, war eine Freude; und als mich erst Herr Frey mit seinen Söhnen zu einer mehrtägigen Fussreise mitnahm, war das Glück vollkommen. Wir marschierten tüchtig. An einem Abend ging es nach Sörenberg, wo in einem kleinen Gasthaus kurze Nachtruhe genommen wurde. Frühmorgens brach unsere Partie nach dem Rothorn auf, stieg nach Brienz hinunter, zog nach Seiringen weiter und von da noch am Abend am Reichenbachfall vorbei bis nach einem Gasthöfchen bei der Schwarzwaldalp oder bei Rosenlaui. Dieser Teil der Tagfahrt



mit dem Reichenbachfall im letzten Abendlicht und dem merkwürdigen Knüppelweg der uns in der Nacht emporführte, ist mir am eindrucklichsten geblieben. Ich erkannte nach vielen Jahren, als ich mit einer Expertenkommission wieder nach Rosenlaui kam, Einzelheiten der Bergformationen wie von einem Traum her wieder, viel deutlicher, als später den weit stärkeren Eindruck der Eigerwand bei Grindelwald. Dieses Dorf erreichten wir dann am nächsten Tag über die grosse Scheidegg, wohl doch ein wenig ermüdet. Aber von da ging es zur kleinen Scheidegg, hinauf (wo wir die Nacht verbrachten, weiss ich nicht mehr) und dann bis nach Leuterbrunnen, dem Staubbach und dem Trimmelbach hinunter. Zur Heimkehr durften wir in den Zug und aufs Schiff, wir bekamen Interlaken, den Thunersee und Bern rasch zu sehen und kamen stolz und glücklich nach dem Plühli zurück. Da gab es dann zum Schluss noch ein ganz grosses Fest. Neben unserem Gasthof stand eine grosse Holzbaracke, die eine veritable Bühne mit Coulissen und Vorhang enthielt. Die durfte nicht ungenutzt bleiben. Es wurde eine Abendunterhaltung mit reichem Programm vorbereitet; alle Kinder hatten nach ihren Kräften dabei mitzuwirken. Da wir von der Gelegenheit im Voraus wussten, waren die ersten Fäden schon daheim gesponnen worden. Die Freyischen Kinder waren musikalisch sehr begabt, viel mehr, als wir, und die Kindersymphonie gelang uns denn auch ganz wohl; ~~Ähnlich~~ auch sonst gab es nicht einen Fehlschlag. Aber die Krönung des Abends war der Körnersache "Vetter aus ~~KINGHAM~~ Bremen". Dass eine solche Aufführung möglich sei, hatten wir schon an einem frühern Abend mit der "Couvernante" desselben Dichters erprobt. Das zweite Spiel war nun ernsthafter, es handelte sich dabei um eine Liebesgeschichte, die am "Tragischen" vorbeiführte, und da galt es, die ganze Schicksalschwere fühlbar zu machen, die sich gegen die Liebenden erhob. Wir gaben uns sehr viel Mühe, gut zu bestehen, und da die ganze Kurgesellschaft anwesend war, auch viele Umwohner, führten wir das ganze Gewicht der Verantwortung. Und es wurde ein Erfolg, der uns beglückte und von den guten Wirtsleuten auf der Stelle mit einem herrlichen Extra-Dessert gelohnt wurde, bei dem gar Pfropfen von Asti-Flaschen knallten. Den grössten Eindruck hatte meine Älteste Schwester Hely gemacht; nicht nur weil sie in der Eingangsscene am Spinnrad gar so lieblich aussah, sondern auch mit der feinen Art, wie sie ihre Rolle bis zum glücklichen Ende durchführte. Sie gewann sich alle Herzen, und stand einmal für diesen Abend im ersten Rang, den sie sonst der schönen und stolzen Freundin bescheiden überliess. Bald nach dem grossen Tag gingen die

Sommerferien dann zu Ende.

Die Lust zum Theaterspielen war aber nicht nur die Existenz der Bühne angeregt ~~währte~~ gewesen; sie hatte tiefere Wurzeln. Ich habe schon von der Gründung der "Fusaria-Basilea" auf Heinimanns Karte erzählt. Dieser Verein war keine ~~Kinderspiellege~~, und die Pflege der dramatischen Kunst wurde allmählich eines seiner stärksten Interessen, wenn sich auch deren Kreis viel weiter erstreckte. Zusammengeführt hatte uns Nachbarsbuben ursprünglich einfach die gute Freundschaft, deren Betrieb eine Organisation zu fordern ~~schien~~ schien; man musste sich den Eltern gegenüber auf Regeln berufen können, die ein Zusammensein legitimierten; das führte aber von selbst dazu, dass man etwas Rechtes betreibe. Zur Freundschaft trat deshalb die "Wissenschaft" hinzu: man musste in "Sitzungen" Aufsätze vorlesen und Vorträge halten können, und zwar nach eigener Wahl, nicht nach dem Diktat der Schule. Das wurde denn nach allen Regeln der Demokratie ins Werk gesetzt; es wurden Statuten entworfen, beraten und festgesetzt, und eine Kommission bestimmt. Es wurden Farben gewählt (natürlich schwarz - weiss - schwarz, obwohl im Basler Wappen das Weiss überwiegt); bald kam ein Farben-Cantus dazu, der sie feierte. Aber es blieb nicht bei den Formalitäten: die Sitzungen wurden wirklich abgehalten, zuerst an wechselnden Orten, besonders gern im Wasch- und Holzhaus meines Grossväterlichen Gartens. Nicht lange ging es, bis die Eltern unseres Freundes Peter Schmid uns ein weit schöneres Lokal in ihrem Garten an der Peter-Merian Strasse zur Verfügung stellten; darüber war ich aus verschiedenen Gründen besonders glücklich. Es wurden wirklich Aufsätze gemacht, Vorträge gehalten und es wurden namentlich auch Gedichte rezitiert, wofür mir mein alter "Wendel" die unerschöpfliche Quelle war. Die kuriossten Themata wurden behandelt, denn unsere Schar war vielseitig interessiert. Sie vergrösserte sich bald, nicht nur durch den Beitritt jüngerer Brüder von Mitgliedern. Jeder warb vielmehr in seinem Kreis, denn wir Gründer, die Söhne des Sängers Emanuel Sandreuter, Peter Schmid, mein Vetter Frey und ich mit noch einigen Freunden, waren nicht Klassengenossen und hatten alle eigenen Beziehungen. Viel von den ersten Mitgliedern leben längst nicht mehr, Georges Frey und Alfred Kübler, der viel Gereiste, Julius Wende, später grosser Pariser Bankier, Emanuel Sandreuter, der nach langem Aufenthalt in Canada das später von seinem Vater gegründete Dekorationsgeschäft übernommen hatte - es lag weit ab vom frühern Beruf des Vaters, - der elssässische Pensionär der Familie Kähly, Ernest Juber, der von der

Opposition gegen die deutsche Herrschaft zu viel zu berichten gehabt hatte und der, wenn ich recht weiss, die Rückkehr seiner Heimat zu Frankreich nur oben noch erlebte - und vor Allem Peter Schmid, dessen Herz zwischen seinen militärischen Neigungen und seiner Tätigkeit als Notar und Advokat hin- und her schwakte, bis trotz glänzenden Aussichten das Pflichtgefühl für den zivilen Beruf entschied, wo er durch seine Treue so Vielen Entscheidendes zu bieten versuchte. Und noch viele Andere.

Nach Studentenbrauch hatten wir alle Cerevisnamen; ich hiess "Pauk", weil ich so gut Reden halten könne; das ist mir später sehr merkwürdig vorgekommen, denn als ich - freilich nach jahrelangem Schweigen - amtlich hätte in der Öffentlichkeit reden müssen, erwies sich die Fähigkeit dazu als völlig verkümmert. Das wird bei andern Anlässen näher zu schildern sein. Aber in der Basilea trug sie mir noch die Präsidentschaft ein, die ich lange bekleidete, und eine Führerrolle, wie sie mir in der Folge nie mehr beschieden war, die ich freilich auch nicht mehr ernstlich anstrebte - nicht nur, weil ich meine Grenzen besser erkennen gelernt hatte. - Die "wissenschaftliche" Förderung, die uns unser Bund verschaffte, ist kaum der Rede wert gewesen; ich besitze keine meiner Arbeiten mehr und habe nur noch eine vag in Erinnerung, die reine Literaten-Spiegelfechterelei gewesen sein muss, und zwar bewusste, zur Deckung innerer Leere bestimmte. Das war aber kein Zufall: denn wie der ganze Verein im Grunde ein Spiel war, so trieb es uns ebenfalls auch zur Schauspielerlei. Die gewann aber dann eine ernsthafte Bedeutung für uns und vereinigte uns zu einem für unsere Entwicklung förderlichen Streben. Unsere Jahresfeste wurden zu Aufführungen, zu denen sich immer viele unserer Angehörigen gutwillig einfanden und für die sie uns ihre besten Räume zur Verfügung stellten. Dabei wagten wir uns an hohe Aufgaben. Ich erwähne nur die zwei Akte aus Julius Cäsar von Shakespeare, die wir an der Münchensteinerstrasse im Türhahmen zwischen Wohnstube und Salon mit heiliger Begeisterung spielten. Die Rollenverteilung geschah durch Vereinsbeschluss, merkwürdiger Weise, ohne dass Verstimmungen entstanden, obwohl nicht Jedem das Ersehnte zugebilligt worden wäre und obwohl sich ~~die~~ Einzelne lieber der Mitwirkung auch in Nebenrollen entzogen hätten. Regie führten wir selber, ohne allen sachverständigen Rat. Als Coulissen dienten spanische Wände, aus den verschiedensten Häusern herangeschleppt; die Requisiten verfertigten wir auch selbst. Nur für die Costüme waren wir auf Hilfe angewiesen, und die wurde uns denn auch freundlich gewährt. Auf Nachthemden und Leintüchern wurden schöne rote/oder blaue Bänder

aufgenäht und das gab stattliche Tuniken und Togen, soweit keine Panzerung unzugänglich war. Der Geist Caesars erregte wenigstens uns Schauspieler selber den tiefsten Schauer, den der Dichter ihm zugedacht hatte. Eine gute Anzahl von uns hatte eine Vorliebe für hohes Pathos und darin wurde denn auch geschwelgt. Des Souffleurs bedurften wir kaum, obschon einer bereit stand.

Unsere Nachfolger haben es dann nicht ganz leicht gehabt, auf der von uns erreichten Höhe zu bleiben. Aber sie erlahmten auch nicht, und soviel ich weiss, ist die "Basilea" heute noch am Leben und jedenfalls hat sie Unzähligen Freude gemacht und unter sich verbündet.

Bei mir und manchem meiner Freunde war sie <sup>die</sup> viel stärkere Anregung uns mit den Dichtern zu beschäftigen, als die, die von der Schule ausging. Man genoss sie naiv, ohne dass prosaische Erläuterungen und grammatikalische Übungen einem ~~XXXXXX~~ gestört hätten. Verstand man nicht alles, so wirkte doch schon der Zauber des Kluges und der Form. Vom Vater her stand vieles im Bücherschrank, auch wurde ich früh dort auf W. Hackenagels "Leesebuch" und seine Metrik aufmerksam, die auch dort zu finden waren. Auch die eigene Produktion blieb natürlich nicht aus; schon das Vereinsleben verlangte sie von möglichst Vielen in unserem Kreise, sodass sich ein lebhafter Wettstreit ergab. Von meinen Leistungen möchte ich aber später in anderem Zusammenhange reden.

Nun stand ich am Schluss der ersten Periode der Schulzeit im Obergymnasium. Glänzende Perspektiven leuchteten mir für die zweite entgegen: Die ganze Stadt rüstete sich auf die grosse Kleinbaseler Gedekfeier; die Möglichkeit, dabei irgendwie mitzuwirken, schien sogar für mich nicht ausgeschlossen. Und von der dritten Klasse an durfte man, wenn die Schule keinen Einspruch erhob - und das glaubte ich nicht fürchten zu müssen - in die offiziell anerkannten Schülerverbindungen eintreten; zu denen hatte die "Basilea" nicht gehört, obwohl sie keineswegs ein Geheimbund war. Mich lockte mächtig die Pädagogia, die sogar in der Schule Farben tragen durfte, als einzige Verbindung am Gymnasium; die hatte in dieser Hinsicht nur eine Rivalin an der Obern Realschule (früher Gewerbeschule genannt): die von meinem Vater vor manchem Jahrzehnt gegründete "Minerva", deren Mützen sogar aus Samt gemacht waren. Andere Vereine am Gymnasium trugen keine Farben; es gab da die "Konkordia", zu der sich die Brävdsten schlugen, und die Naturforscher-Verbindung "Katuba", ausserdem auch noch, was wir damals noch gar nicht viel wussten, auch eine Abstinenzverbindung, die glaube ich "Libertas" hiess; die hielt,

als wir schon kurz vor der Natur standen, einmal plötzlich einen Diskussionsabend ab (in der Lesegesellschaft). Ich erinnere mich aus zwei Gründen an diesen Abend: einmal trat ich in einer ganz unpräparierten Rede, die mir bei dem meinen Standpunkt teilenden Zuhörermehrheit Beifall eintrug, gegen den Referenten auf und das war für lange Jahre mein letzter rednerischer Erfolg, und zweitens war der Referent mein späterer Freund Hermann Blocher. Von ihm wusste ich längst, von Hagen her,; ich hatte seine Abiturientenrede bewundert, die er lateinisch gehalten und schwungvoll vorgelesen hatte, aber nun war er ein fertiger Student und entfaltete eine Sprachbeherrschung, die mich zunächst verblüffte, sodass ich nicht weiss, wie ich zu dem Ruf kam, meine Stimme gegen ihn zu erheben; nur das ist mir geblieben, dass ich glaubte, in seiner Argumentation einen Widerspruch entdeckt zu haben und dass sich auch seine Antwort auf meinen Einwand nicht überzeugte. Nach diesem Abend habe ich ihn dann jahrelang nicht mehr gesehen; von unsern Beziehungen zu erzählen, ist deshalb hier noch kein Anlass.

Auch von der Pädagogia ist vorläufig nur zu sagen, dass meine Mutter mir erlaubte das Eintrittsgesuch zu stellen und dass ich wirklich angenommen wurde. Aber kaum durfte ich das blau-weiss-blaue Band tragen, traf uns daheim eine schwere Katastrophe: Meine ältere Schwester, Helene Louise, von uns Nelly genannt, erkrankte plötzlich an einer Blinddarmentzündung und starb nach zehn entsetzlichen Tagen Krankheitstagen, die ganz ähnlich verliefen, wie vor wenigen Jahren bei meinem Vater. Es war das erste Leid seit des Vaters Tod, das erste, das uns persönlich traf. Seither hatte nur öffentliches Leid unsere neue Heimat nahe berührt: im Jahre vorher, hatten wir die unzähligen Scharen, daran vorbeiziehen sehen, die von der Teilnahme für die Opfer des Eisenbahnunglücks von Münchenstein zu der zusammengebrochenen Birsbrücke hinaus getrieben wurden, und hatten die Erschütterung des Grossvaters miterlebt, als er von Münchenstein zurückgekehrt war; ich habe den Tag schon früher erwähnt.

Jetzt war der Tod ins Haus getreten, wieder, wie beim Vater, an einem herrlichen Sommertag, mitten in der Akazienblüte. Das Leuchten um uns herum war wie eine Grausamkeit mehr. Alle ärztliche Kunst war vergeblich geblieben - wenige Jahre später hätte eine Operation, gleich bei Feststellung der Diagnose durchgeführt, fast sichere Rettung gebracht; vergeblich auch alle Ermutigung und aller Trost, die unsere Angst hatte beschwichtigen wollen: Onkel Frey fuhr einmal meine arme Mutter an, man müsse doch "in drei Teufels-

name auch e Bisschen Gottvertrauen haben!" und das brachte seine eigene Erschütterung so rührend zum Ausdruck. Hely war das Lieblichste von uns Geschwistern. Was die Mutter ihr einmal auf eine festliche Tischkarte schrieb:

Der Ältesten Pflicht  
In Ernst und Scherz  
Ist: sonniges Licht  
Verbreiten allwärts.

das war bei ihr nicht Pflicht, sondern natürliche Wirkung ihrer Gegenwart. Alle Vorbedingungen dazu waren wie eine Selbstverständlichkeit vorhanden: sie war gescheit und geschickt, nachdenklich und heiter, teilnehmend und bescheiden, zurückhaltend und gewinnend, rührend einfach und einnehmend. All das bewährte sich bis in die letzten Tage, wo das Strahlen nicht erlöschen wollte und sich gegen alle Qualen durchsetzte; und bis dahin war Hely, viel mehr als ich, der Mutter Trost und Hoffnung gewesen weil die ses Strahlen nie aussetzte. Hely trug immer das Rechte, ohne dass man das als Vorwurf für sich selber zu empfinden brauchte, denn die andere, ungleichere Art der Geschwister verstand sie auch, und stand keines im Licht. Der Grossvater schrieb von ihr in seinen Aufzeichnungen: Ihr Hinschied riss uns allen eine tiefe Wunde; mir vielleicht die härteste --- ihrer Mutter nahm sie ein Stück vom Herzen mit ins Grab. Mir ist sie unvergesslich und keine Nacht vergeht, ohne dass ich ihrer im Gebet gedenke.

So meinte Jeder, er sei am Härtesten betroffen, gerade wie es dem Grossvater noch mehrere Jahre später in die Feder floss: aber Jeder wusste auch, wie er, dass für die Mutter das Leid unstillbar war. Wirklich - sie hat es nie verwunden, wenn sie auch nach Jahren so weit xxx kam, dass sie von ihrem Kinde richtig zu erzählen vermochte. Zu jener Zeit erreichte ihr Stern den tiefsten Punkt seiner Bahn., und lange schien es ihr: er wolle nicht mehr aufsteigen. Es kamen für das ganze Haus trübe Tage. da Alle von dem Gefühl des Verlustes erfüllt waren und doch das Leben in eintönigem Gang weiterlief und seine Anforderungen an Jedes stellte.

Bald wurde es sogar wieder bewegt. Es kamen die Tage der Kleinbasler Gedenkfeier, für deren Hauptteil das grosse Festspiel, ganz in unserer Nähe, am Hang des Bruderholzhügels eine riesige Theatersanlage aufgebaut war und deren Festzug an unserm Haus vorbeikommen sollte. Der Onkel wirkte mit, zu Ross als ein feiner

Graf von Thierstein im glanzvollen Auftritt des Stadtratsadels. Für mich kam nun eine Mitwirkung nicht in Frage, wenigstens keine öffentliche; wohl aber hatte ich zu Hause einen Dienst, der sich mit Stolz erfüllte: Der Onkel konnte sich allein weder rüsten noch abrüsten, und so musete ich immer da sein, wenn er zu Pferd steigen sollte oder von den Proben, Aufführungen und andern Festanlässen zurückkehrte, musete die unzähligen Riemen ein- und ausschneiden, Helm, Schild und Schwert hinreichen und verwahren und fühlte sich ganz als Knappe, obschon die Prozeduren nicht in der Rüstkammer einer Burg, sondern in einem nüchternen, wie weil selten gebrauchten Schreibzimmer des 19. Jahrhunderts vor sich gingen. Die Panzerung sah schwer und undurchdringbar aus; aber sie bestand nur aus gestreiftem Filz, der aussen mit Graphit geschwärzt war, und man bekam abecheulich grau Finger, wenn man sie berührte. Abgesehen von dem Gewicht, das nicht schwer drückte, war sie für seinen Träger so hinderlich, wie wenn sie geschmiedet gewesen wäre und er kam in der heissen Sommerzeit auch gleich schweisstriefend zurück, selbst in später Nacht, wie ein alter Kitter. Ihn aufs Pferd steigen zu sehen und ihn bei der Rückkehr den Steigbügel zu halten, liess ich mir nicht nehmen, trotzdem am Gartentor sein Bursche wartete; denn so wurde meine wichtige Funktion auch auf der des Festes wegen sich belebten Strasse erkennbar. Bis in die späte Nacht durfte ich während der Festtage aufbleiben, und da ich stets ein Nachtvogel war, behagte mir das ganz besonders. Allein die Mutter dachte nicht daran, uns Kinder der Trauer wegen vom Feste fernzuhalten: ich durfte das Festspiel nicht nur mit der Klasse bei der Hauptprobe ansehen, sondern sah auch die Abendfeier am Rheinquai und wurde noch zu einer zweiten Festspielaufführung von den Verwandten mitgenommen; den grossen Festzug durften wir erst am Hause vorbeiziehen sehen, und ereilten ihn dann noch einmal an der Freien-Strasse. Drei Glanzstücke sind mir unvergesslich - abgesehen von den drei "Ehrenzeichen" der kleinbasler Gesellschaft, die da zum ersten Mal in der Geschichte die Mitte der Rheinbrücke überschritten und in Grossbasel erschienen, die man aber doch schon gekannt hatte - die herrliche Helvetia, die überstrahlte wie "Basilea" noch in ihrer stolzen mütterlichen Stattlichkeit; dann Herzog Leopold von Oesterreich, dargestellt von Herrn Oberst Köchlin; das war die kühnste, frohste und ritterlichste Erscheinung des ganzen Zugs, die uns Republikaner ahnen liess, wie einem Fürsten die Herzen zufliegen können (es war ihm denn auch in der Armee, in der Politik und im geschäftlichen Leben,



in dem er eine führende Stellung einnahm, beschieden die Menschen zu gewinnen und Gegner durch seine offene Art zu entzweifeln oder sie wenigstens zur Achtung zu zwingen). Und endlich die hinreissende Königin Rudolphs von Habsburg, das lieblichste und stolze Frauenbild hoch zu Ross, das ich je erblickt habe. Neben ihr wollte fast alle andere Pracht versinken, so reich sie war. Ich hatte die Darstellerin bisher nicht gekannt, sie schien mir nicht "in dem Tal geboren". Umso stärker war die Wirkung; sie erhielt sich, als ich sie später in Alltagskleidern und zu Fuss etwa antraf, und noch als ich vor dem zweiten Weltkrieg ihren Sohn, einen hohen Offizier, kennen lernte, suchte ich bei ihm die bewunderten Züge der Mutter wieder zu finden. Auf das Fest selbst möchte ich bei andern Anlass zurückkommen; Trotz dem schweren Schatten, die der Tod der Schwester und dann der eines verehrten Lehrers auf jene Tage geworfen hat, ist ihr Glanz nie in mir erloschen.

So lagen auch auf dem Feriensaufenthalt Wolken und prächtige Sonne, der dem Feste folgte. Wir verlebten ihn wieder mit der Familie Frey und wieder in einem "Flühli", aber nur nicht mehr in dem entlebucher, sondern im Flühli bei Melchtal, unmittelbar über der Einsiedelei des Bruder Klaus, der nun heilig gesprochen worden ist. Die beiden Familien waren in zwei Pensionen verteilt, Freys wohnten in der Kaplanei bei der Flühli-Kapelle, wir ein paar Schritte davon unter anderer Obhut; die Trennung hob aber die Gemeinschaft nicht auf, und besonders herrlich bewährte sich diese beim täglichen Gang zum Bad im See bei Sachseln, einem unvergleichlichen Genuss bei dem schönen warmen Wasser das uns fast unausgesetzt gegönnt war. Das halbe Stündlein Marsch bis zum Badeplatz und zurück wurde in fröhlichem Wettstreit so stark wie möglich gekürzt. Am berühmten Sachseler Wirtshaus ging man vorsichtig vorüber, weil da unser Rektor mit seinem Sohn seine Ferien verlebte, dem man lieber nicht auffiel; in der Kirche gönnte man sich das Gruseln vor dem Gebein des seligen Bruders, das da im vergoldeten Glasserg zur Verehrung ausgestellt war, aber viel näher kam man seiner Gestalt dann in der Schlucht jenseits des Flühli-Rückens, wo seine Einsiedlerhütte und sein Kirchlein stand, dieses freilich damals noch in kläglichem Verfall, dem dann später der originelle Robert Durrer Halt geboten hat. Er selber hat mir kurz vor seinem Tode nach einem Juristentag in Stans die von ihm angeregte Restauration an Ort und Stelle erläutert und das eigenhändige Fresko erklärt, mit dem er sie gekrönt hatte; das ist eine merkwürdige Abwandlung von naiver Bauernmalerei, in der ursprüngliches Wissen um höhere Kräfte, gemischt mit Traditionsbe-

wusstheit und eigener Gedankenwelt eine ganz eigenartige Wirkung ergibt, sodass man sie gelten lassen muss.

Bei uns Kindern beider Familien machte es sich stark fühlbar, dass wir alle ~~am~~ ein Jahr älter geworden waren. Die Spiele waren stürmischer, wie die Gefühle, aber die Gemeinschaft enger als je. So wurden auch die Ausflüge ausgedehnter und zuletzt ergab sich für uns Buben eine geradezu glänzende Aussicht: Herr Frey erklärte sich bereit, uns, seine zwei Ältesten und mich, auf den Titlis zu führen. Sorgfältig wurde die Tour vorbereitet. Schwer bepackt brachen wir eines Nachmittags auf, um bis zur Nacht noch die Frutt hinter ~~am~~ dem Melchtal zu erreichen. Es war ein langer und beängstigender Aufstieg durch die zerklüftete Schlucht, an deren oberem Rand die uns schon von andern Ausflügen her bekannten Schratzenhügel standen, wo jeder Schritt seitab vom Fied mit Beinbruch drohte. Auf der Höhe wurde gleich das Bergeirthehaus erreicht; das uns kurze Nachtruhe gewährte und am Morgen gings über die weite Hochebene der Alp zum Engstlingensee hinunter und dann weiter den jähem Jochpass hinauf; das Wetter war reu geworden. Von da war es nicht mehr sehr weit bis zum nächsten Nachtquartier, von dem aus die Hochtour beginnen sollte. Da, auf der Passhöhe des Jochpasses erreichte uns das Schicksal. Es hatte menschliche Gestalt: Aus dem Nebel trat uns Herr Dr. Emanuel Probst, einer der Lehrer unseres Gymnasiums, entgegen, ich weiss nicht mehr, ob allein oder mit Begleitern; denn er allein war der Unglücksrabe. Er begrüßte Herrn Frey und fragte nach unsern Plänen. Als er unser Ziel nennen hörte, schüttelte er den Kopf und machte Herrn Frey ernstliche Vorhaltungen über die Gefährlichkeit seines Unterfangens, die auch ein Führer nicht zu beseitigen vermöge (einen solchen zu engagieren hatte Herr Frey fest beabsichtigt). Der Wanner wusste von schrecklichen Unglücksfällen zu berichten, die sich in den letzten Jahren gerade am Titlis ereignet hätten und stellte die Anstrengung des Marsches im Schnee in den schwärzesten Farben dar. Auch fand er unsere Partie zu zahlreich (und, wie ich wohl spürte, insbesondere mich zu jung); das war mir besonders empfindlich. Herr Frey blieb lange fest; erst beim Abstieg gegen Trübsee, nachdem Dr. Probst sich schon längst davon gemacht hatte, kam er zum Entschluss, auf die Tour zu verzichten. Wieder spürte ich, dass die Verantwortung für ~~me~~ mein Schicksal den Ausschlag gegeben hatte. Das wurde ein trüber Abend für uns auf Trübsee, und der Marsch nach Engelberg war doppelt schmerzlich, weil dem Abend ein herrlicher Morgen gefolgt war. Das Kloster Engelberg bot uns keinen Trost, so interessant seine Anlage sein mochte und die Pracht herrlichkeiten des Kurorts liessen uns unberührt. Doch belebten sich

die Geister wieder ein wenig, als uns Herr Frey eröffnete, es gehe nun doch nicht einfach wieder ins Flühli zurück, sondern er wolle mit uns über den Surenenpass ins Reusstal hinüber. Das war nun zwar keine Hochtour, aber doch ein rechtes Stück neuer Bergwelt. Die Starpaxen wenigstens mochte die uns entgangene aufwiegen; der Pass war unendlich lang und mühsam und das Wetter begann sich zu ändern. Als wir am andern Tage in Flüelen das Schiff bestiegen, war der Himmel verhangen; der Marsch das Reusstal hinunter war schon drückend gewesen, und die klassischen Stätten am Urnersee zogen an unseren Augen vorüber, wie wenn der Freiheitskampf der Schweizer vor dem Ausbruch stände, so finster drohte Alles. Der Eindruck auf uns war gross. Er sollte sich aber steigern. \*) In der Gegend der Trub fing das Gewitter an, sich zu entladen. Hatten sich schon auf dem Urnersee hohe Schaukronen auf den Wellen erhoben, fing nun die ganze Wasserfläche an zu wogen, dass das Schiff, das mit Passagieren ganz angefüllt war, immer stärker ins Schukeln geriet. Wir essen zu vorderst und merkten, dass Herr Frey immer bleicher wurde, wie es so über Wellenberge und Wellentäler ging; man hatte nicht mehr das Gefühl, dass das Schiff dem Steuer gehorchte, viele wurden ernstlich seekrank und es herrschte lange eine tödliche Beklemmung. Erst beim Küsnachter Arm fing sich der Sturm an zu legen und die Erregung zitterte noch nach, als wir in Luzern landeten. So hatten wir die Macht der Natur auf eine ganz andere Art erlebt, als wir beim Aufbruch gehofft hatten: statt ihrer erhabenen Pracht in der Höhe hatte sich ihre Furchtbarkeit in der Tiefe enthüllt. Mit Zagen berichtete Herr Frey der Mutter von der Gefahr, in die wir erst recht geraten seien, als er es nicht gewagt hatte, uns einer andern auszusetzen. Wir Junge nahmen die Sache leichter, aber so tief der Sturm und die Seenot uns berührt hatten, dem Zerstörer unserer Hoffnungen schrieben wir das Erlebnis nicht gut, das uns überfallen hatte, während wir uns ~~zu~~ das Andere selbst errungen hätten, und unser Groll dauerte an.

Die Verbindung mit der Familie Frey hörte nach dem Schluss des zweiten Flühli-Aufenthalts nicht auf, obwohl es nie mehr zu gemeinsamen Ferien kam. Im Gegenteil, sie dauerte und führte später zu den merkwürdigsten Beziehungen, als Herr Frey längst nicht mehr lebte. Die schöne Älteste Tochter, die mit besonders nahe stand, verheiratete sich mit einem pfälzischen Industriellen und wurde dadurch später die eng befreundete Base meiner jüngsten Schwester, die das Schicksal ebenfalls in die Pfalz verschlug. Der Älteste Sohn aber, ein hochbegabter Ingenieur und brillanter Offizier, (als solcher auch

mein Batteriechef bei den letzten Wiederholungskursen, die ich mitmachte), trat in die Dienste der Solothurnischen Cementfabrik, wurde bald ihr Leiter und gelangte so in die Stellung, um die es sich einst für mich gehandelt hätte; er wurde denn auch der Schwiegersohn im Schösschen (was ich nicht hätte werden können), und seine Tochter dann später die Frau meines ältesten Neffen. Es war der Verlauf der Dinge, den ich vorausgesehen und den abzuwenden ich weder Gaben noch Lust gehabt hatte: er hat sich für mich mit schönen inneren Gewinn vollzogen, sodass ich mich nur darüber freuen kann. Leider ist der liebe Freund und Vetter längst tot; er fiel 1936 in Palästina einem Flugzeugunglück zu Opfer.

Aber auch die andern Freyschen Kinder blieben noch lange mit uns verbunden und der ganze Kreis ist aus meiner Jugend nicht wegzudenken.

Die zweite Periode der Gynasialjahre erhielt zunächst nach diesen Sommerferien einen weniger glänzenden Ton, als ihr Anfang im Frühjahr versprochen hatte. Den hatte sie durch unsern neuen Griechisch- und Geschichtslehrer erhalten: Herrn Dr. Achilles Burckhardt-v. Salis, den Bruder von Herrn Dr. Burckhardt-Fineler.

Achilles Burckhardt war der Typus des zarten humanistischen Gelehrten, nicht aber der des weltabgewandten, trotz seiner Zartheit, und auch nicht der des introvertierten: denn auch bei ihm stieg oft höchst unversehens Zornröthe auf und es gab heftige Explosionen. Aber was war er für ein begeisternder Lehrer! Im Griechischen behandelte er uns, wie wenn wir über die Anfangsgründe hinaus wären und die Odyssee war von vornherein kein Übungsbuch, sondern eine Dichtung, die als solche zu erfassen galt. Dabei wurde auf unsere Mitarbeit gerechnet. Man hatte sich in Vorträgen zusammenhängend über die Bedeutung der Bilder aus der Welt zu Museern, die der Dichter darstellt, und wer einen Entwurf ausgearbeitet hatte, musste Burckhardt, in einem schönen alten Haus an der Rosshofgasse, erscheinen; da wurde der Vortrag dann durchgesprochen, auf seinen Inhalt hin und auf die Art hin, wie er wirksam dargebracht werden könne. Und der Lehrer fragte den halbwüchseigen Buben, ob er ein "Cigürli" rauche; das nahm der glücklich an, versuchte es, und siehe es geriet besser, als der Versuch mit der dem Vater stibizten Cigarre vor ~~XXXVIERHUNDERT~~ Jahren in Brombach. (Da hatte der Doktor geholt werden müssen; zum Glück kam der so spät, dass er nicht mehr Leute riechen konnte). Man wurde also ernstlich als Mann behandelt und das war unendlich wohlthuend, ob schon man wohl wusste, dass es noch etwas verfrüht sei. In den Geschichtsstunden kam das auch zur Geltung. Wir glaubten, wir essen schon in einem Colleg, so wenig schulmässig wurde der Stoff darge-

boten; es handelte sich nicht mehr um eine Folge von Geschehnissen, sondern es wurde gezeigt, was das Geschehen bestimmte und wie es auf Späteres einwirkte. Freilich musste man denn gelegentlich auch von diesen Zusammenhängen wieder Bescheid geben können, und das geriet nicht immer.

Leider dauerte die Herrlichkeit nur wenige Monate; im Sommer 1892 erkrankte Herr Dr. Burckhardt und starb, erst vierundvierzigjährig, wenige Tage vor dem grossen Feste der Stadt, von Allen betrauert, die ihn gekannt hatten, von uns, seinen Schülern nicht am wenigsten.

Nach den Ferien übernahm Herr Beck den Griechischunterricht bei uns u. für die Geschichte gab es zunächst ein Intermezzo. Die beiden Parallelklassen wurden eine Zeitlang vereinigt und Herr Emanuel Probst, der Geschichtslehrer der andern Abteilung, trat in die Lücke. Er war der Bruder meines Onkels Jakob, aber von ganz anderer Art; in meinem Schulleben kam ich nicht mehr mit ihm in Berührung, und während jenem Intermezzo übte er auf uns keine Einwirkung aus. So ist es nicht nötig, auf seine Persönlichkeit einzugehen, die mich nicht anzog. Nachher traten junge Vikare in unserer Klasse auf, Herr Dr. Schäublin und dann Herr Dr. Ferd. Holzach, beides zukünftige Schulrektoren, der erste noch ein wenig schüchtern, der zweite gar nicht. Ganz ernst genommen haben wir sie nie.

Latein\*lehrte Herr Dr. Theophil Burckhardt-Biedermann (der "Bullja" genannt); für das Lateinische behielten wir ihn dann bis im folgenden Jahr, und nun war uns Livius nicht, was Homer, und auch die deutschen Dichter behielten den alten Glanz nicht. Wohl wussten wir, dass er ein verdienter Gelehrter war; sein Name war unter uns Schülern schon dadurch geläufig, dass er die Geschichte unserer Anstalt geschrieben hatte, ein Werk, das gleich nach meinem Eintritt, im September 1889 zur Feier ihres dreihundertjährigen Bestehens erschienen war. Ich hatte an den Aufführungen mitwirken dürfen, die beim Festbankett im Musiksaal stattfanden (freilich in ~~sehr~~ sehr bescheidenen Rolle, aber die brachte mir doch den Gewinn ein, Alles vom Balkon aus zusehen zu dürfen, vorallem der griechisch gespielten Aristophanes Komödie, die der Clou war, obgleich man nichts verstand). Da war Herr Dr. Burckhardt hoch geehrt worden. Aber sein Ruhm hielt vor uns in der Praxis nicht stand, so sehr er sich ausserhalb der Schule ständig vermehrte. Er vermochte die Trockenheit und Pedanterie der Schulphilologen nicht zu überwinden und Versuche des Aufschwungs pfliegten ihm zu mißglücken. Zu etwas wie jene Caesarfeier ergab sich keine Anregung, und im Deutschen konnte ich vollends kein Verhält-

\* und Deutsch

nis zu ihm gewinnen. Ich habe vor dem Jahreschluss ein ensetzliches Pamphlet gegen ihn verfasst, das insgeheim unter den Schülern circulierte und Lessing nachgeahmt war; es hiess denn auch "Vademecum". Des schlauesten Vorwurfs (neben vielen Lappalien) erinnere ich mich noch. Wir hatten "Minna von Barnhelm" gelesen; bei der Stelle, wo Tellheim zu Just sagt: "Vergiss auch die Pistolen nicht, die hinter meinem Bett hangen," wurde der erste von seinem Philologenteufel geritten und er fragte, was mit dieser Mahnung gemeint sei. Da niemand eine Antwort wusste, verkündete er triumphierend, dass "Pistolen" eine Geldsorte seien; den Einwand, Tellheim müsse ja doch sein Zimmer räumen, weil er kein Geld mehr habe, und er sei doch zu stolz, zu spielen oder Schulden zu machen, wurde nicht gehört.

Für das Französische war an die Stelle des ausgezeichneten Herrn Connectors Bertholet Herr Professor Dr. Fritz Weissner getreten, eine lange Kopfenstange mit einem von grauen Coteletten eingerahmten Geierkopf, der schreckhaft hätte wirken können, wenn nicht die untere Gesichtspartie ziemlich unentwickelt geblieben wäre. Herr Weissner beherrschte sein Fach vortrefflich und sprach sehr gut französisch, - ein wenig schulmeisterlich allerdings, das hatten wir aber nötig. Man gewöhnte sich rasch an seinen Unterricht, umso anstandsloser, als man rasch merkte, dass der gute lange Mensch weich und im Grund unbehilflich sei; unartiges Betragen brachte ihn zwar in Zorn, aber dann wurde er nicht schrecklich, sondern eher komisch. Aber da wir im Ganzen eher brav waren, leisteten wir uns kaum je das Vergnügen, ihn absichtlich in Harnisch zu bringen; es ergaben sich aus Zufall Anlässe genug dazu, das Schauspiel zu geniessen. So nahmen wir ihn nicht sonderlich ernst; aber wenn er uns auch nicht für sein Fach tief zu interessieren versuchte, so erhielt er uns doch gut in Übung, und so hat uns das Gymnasium doch mit einer Vorbereitung entlassen, die es den Meisten ermöglichte, das Französische später ohne viel weitere Mühe ordentlich beherrschen zu lernen. Dessen Besonderheit gegenüber den alten Sprachen und gegenüber den Deutschen mit einiger Klarheit zu erfassen, dazu hat er uns freilich nicht verholfen. Er bekundete zwar die höchste Bewunderung für die französische Klassik, in der doch wohl der Schlüssel für das Verständnis der spätern Entwicklung liegt, und deren Macht man empfinden haben muss, wenn man in die verschiedenartigen Reaktionen eindringen will, die sie ausgelöst hat. Aber er brachte uns nicht in den Bann dieser Macht, was auch wohl bei jungen Baslern besonders schwierig sein muss, und was wir vom Spättern kennen lernten, stand in seiner andern Art völlig unvermittelt vor

uns. Ich habe Jahrzehnte gebraucht, bis ich einigermaßen das Gefühl hatte, mich zurecht zu finden. Dabei lasse ich freilich die Frage offen, was auf diesem Gebiete (wie auf so vielen andern) der Schule zugemutet werden darf. Jedenfalls trug die geringe Belastung, die das Französische uns bereitete, dazu bei, die Anforderungen erträglich zu machen, die die Schule hinsichtlich der alten Sprachen an uns stellte.

Als ein solches Ventil gegen Überlastung wirkte nun aber durch das ganze Obergymnasium hindurch - nur in der oberen Klasse nicht sehr ganz zuverlässig - der Unterricht in Mathematik, Physik und Chemie, den uns Herr Dr. Fritz Tschopp hätte vermitteln sollen. In dieser Eigenschaft kann ich ihn nicht ganz preisen, weiß sein Unterricht meiner besondern Schwäche zum Deckmantel diente. Dem guten Manne, der damals noch recht jung war, scheint es an soliden Kenntnissen nicht gefehlt zu haben, sonst aber fehlte ihm so ziemlich Alles, was sein Beruf bei fast erwachsenen Schülern erfordert hätte. Weder besaß er die Gabe, seinen Unterrichtsstoff klar zu formulieren und so den Hörern faßlich zu machen, noch vermochte er, dafür ihr Interesse zu erwecken, wo es nicht von vornherein lebendig war, noch besaß er bei ihnen irgendwelche Autorität. Infolgedessen war es ihm unmöglich, die Schüler in Saun zu halten, unmöglich selbst bei einer so ausgesprochen braven Klasse, wie der unsern, die übrigens das ganze Obergymnasium hindurch sehr klein war: sie erreichte erst im vierten Jahr  $\frac{1}{2}$  die Zahl von 15 Schülern, im zweiten hatte sie gar nur 9 umfasst. Der ganze Unterricht war im Grunde nichts als Anwesenheit in den bestaunten Stunden; von schriftlichen Aufgaben war nicht mehr die Rede; jedenfalls meiner Erinnerung nach wurde kaum der Versuch gemacht, sie uns zuzumuten. Wer in der Stunde auf Fragen keine Antwort wusste, und nicht zufällig Hilfe erhielt, nahm die Niederlage nicht tragisch; man wusste, sie hatte keine Folgen. Einige von uns waren mathematisch begabt und naturwissenschaftlich interessiert; die lernten etwas, weil in den Stunden der Stoff an sie herantrat und weil der Lehrer ihn eben doch beherrschte, sodass ihnen seine Vermittlung genügen konnte. Für Physik und Chemie war der reichliche Apparat der Schule die Rettung des Lehrers, da er ihm ein ausgiebiges Demonstrieren und Experimentieren erlaubte; das zog uns durch seinen eigenen Reiz ins Interesse, wenn auch oft unsere Übermut die Experimente zum Scheitern brachte. Der war nun freilich grenzenlos und brachte den armen Menschen oft in wahre Verzweiflung. Aber er wusste: wenn er aus dem Klassenzimmer oder aus dem Physiksal weglief, so gab es einen Tumult, der den Rektor



herbeilockte, und falls er weglief, um diesen zu holen, gab es überdies für ihn eine Beschämung. Man erlaubte sich ihm gegenüber unerhörte Unverschämtheiten. Als ihm einmal einer meiner Mitschüler, den er ansah, weil er auch gar nichts wusste, mit stieren Augen stumm anblickte, wurde er tödlich verlegen und fragte auf einmal: "Ja was haben sie zu sagen?" Da fiel, immer mit demselben Blick die Antwort in die beklemmte Stille: "My Vatter he e Gwehr", und es klang wie eine Mordandrohung, und wurde auch so verstanden. Der Lehrer hatte das durch unpassende Anspielungen auf die Herkunft des Jungen provoziert und hatte kein reines Gewissen, trotz-dem er im Recht war. Jenesmal holte er dann den Rektor doch und es gab eine Luftreinigung die für eine Weile anhielt. Sein eigenes Vergnügen war es, etwa eine Stunde zu schwänzen. Das konnte man ungestraft tun, die Schwierigkeit war nur, einen Ort zu finden, wo man sich während dieser Stunde aufhalten konnte; denn den Schulhof zu kreuzen und offen wegzulaufen, wäre zu gewagt gewesen. Es fand sich aber eine herrliche Auskunft, die ich in wiederholten Expeditionen entdeckt hatte und einmal sogar mit einem Complicen benutzte. Mit seiner Hinterfront lag das Schulgebäude an einem alten Alimendgässlein, das eine Abzweigung nach der Freianstrasse hatte, dort aber mit einer Tür unter einem steinern Bogen verschlossen war. In das Gässlein versuchte man von den Fenstern des Erdgeschosses aus hinunter zu gelangen; Die Fenster lagen nicht allzu hoch, sodass man auch wieder hätte hinaufsteigen können. Man wartete im Abtritt die Stundenglocke ab, und begann die Expedition nachdem die Schritte der Lehrer verhellt waren, die sich in ihre Klassen begaben. Das Gässlein war grob gepflastert; so muss das Pflaster der Stadt im Mittelalter beschaffen gewesen sein; in der Abzweigung waren Treppenstufen eingebaut. Die Tür unten war fest verriegelt und der Aufenthalt auf der Treppe nicht unbedenklich, da man vom Schulhaus aus hätte erblickt werden können. Es war wohl eine oder die andere Haustüre in den Wänden der anstossenden Häuser zu sehen; aber die waren alle fest verschlossen. Wohl aber gab es oben an der Ecke ein Abtrittfenster, das zwar schmal, aber nicht vergittert war und immer offen stand. Der Abtritt war scheinbar völlig unbenutzt und hatte eine Tür. Bald stellte sich die als ~~unerschliessbar~~ unerschliessbar heraus, und wenn man sie öffnete, fand sich eine Holztreppe in einem schmalen Gang. Von deren Fuss öffnete sich ein grösseres Treppenhaus in einem Gebäude, das Fenster auf ein Höflein hatte, wie ichs vom grossväterlichen ~~Wohn~~ Geschäftshaus kannte, und in dessen obern Stockwerken völlige Stille herrschte. Unten im Höflein trug

man auch nie jemand und des Vorderhaus hatte zum Glück einen Ausgang neben dem Laden - wenn ich recht weiss, war der eine Conditorei - ; so stand man plötzlich um zehn Uhr in der Freien Strasse, und als wir zu zweien waren, reichte das Sackgeld gerade zu einem Glas Bier im "Cardinal", wo man nie gewesen war (oder wars im Parsival, der auch eine geheimnisvolle Anziehungskraft hatte?) In der Pause um elf Uhr in den mit Schülern gefüllten Schulhof zurückzukehren, bot keine Schwierigkeiten, wenn man wartete, bis die Lehrer, deren Pensum erfüllt war, den Münsterberg heruntergekommen waren. Selbst, wenn sich einer verspätete und einen abgehalten hätte, wäre eine Ausrede zu finden gewesen.

Bei einem andern Lehrer hätte ich das Abenteuer kaum je gewagt, und ganz wohl ist mir dabei natürlich auch nie gewesen. Ich spürte nicht nur, dass wir mit unserm Menschen dem armen Dr. Eschopp Leid bereiteten; auch der Gedanke blieb nicht fern, wir schädeten uns im Grunde selber. Denn es blieb uns nicht verborgen, dass in unserer Parallelklassen eine gelinde Mathematikbegeisterung umging, die Prof. Albert Hagenbach entfacht hatte, und der sich nur wenig entzogen. War mir die in der dritten Klasse noch ganz unverständlich, so wurde es ander als uns in der Vierten Herr Rector Burckhardt in die analytische Geometrie einzuführen versuchte. Da er bei mir auf keinerlei Fundament aufbauen konnte, führte sein Unterricht natürlich zu keinem Ergebnis, aber er hätte doch die Ahnung von geheimnisvollen Zusammenhängen zwischen Form und Zahl, deren Entschleierung möglich wäre, ja die ich auf Augenblicke selbst glaubte ahnen zu können.

Herr Dr. Eschopp hat noch jahrelang weiter gewirkt und -gelitten, bis es endlich unmöglich wurde, ihn weiter zubeschäftigen. Seine Entlassung und die Frage, ob er dabei Pension zu beanspruchen habe, hat mich, als ich schon im Staatsdienst war, sowohl von der menschlichen, wie ~~er~~ von der rechtlichen Seite aus stark beschäftigt.

Im vierten Schuljahr hat Herr Rector Burckhardt dann selber unseren Mathematikunterricht übernommen. Da kam schliesslich analytische Geometrie an die keine, für mich ein überaus anziehender Gegenstand, dessen ich mich freilich nach dem Stande meiner Vorbildung nicht bemächtigen konnte, so wundervoll klar ihn Herr Rector Burckhardt darbot. Er hatte Verständnis für das Unvermögen vieler unter uns und liess es uns nicht büssen. Die Begabten dagegen hatten ihre Freude an seinen Stunden.

Nun bleibt mir nur noch von drei seiner Lehrer zu sprechen: von dem Geschichtslehrer, der an die Stelle von Ach. Burckhardt getreten war,

dem Bündner Dr. Veraguth, von Dr. Ceri, der uns in der obersten Klasse Deutsch und Griechisch gab und von Dr. Th. Flüss, dem "Obersten der Teufel", der sich wider meinen Willen meine Bewunderung zu erzwingen wusste.

Dass das Schicksal uns versagte, für die Geschichte den Jacob Burckhardt-Biographen Markwardt aus Zürich zu gewinnen und uns dafür nur Herrn Dr. Veraguth gönnte, habe ich ihm nur schwer verziehen, seit ich es erfahren hatte. Herr Veraguth war zwar ein wohlwollender und auch ein kenntnisreicher Mann und in der ersten Zeit zog uns seine reiche Sueda mächtig an; er besaß ein südliches Hedner-temperament. Aber allmählich erwiderte seine Rhetorik; man bekam den Eindruck - dessen Richtigkeit ich freilich nicht verbürgen möchte - es würden uns unempfundene Phrasen, und zwar solche, die etwa von Parteilichkeit gefärbt seien, vorgetragen. Wenn sich Ludwig XV "mit der Pompadour auf dem lit de Justice wälzte", so war das freilich nur herzerfreuende Galivität des Bauernsohns; aber bei der Schilderung der französischen Revolution war vieles dann doch sehr fragwürdig. Wir mochten Herr Veraguth im Ganzen gut, aber hatten nicht viel innern Gewinn von seinem Unterricht.

Anders standen wir zu Herrn Dr. Ceri, einem Neffen Jacob Burckhardts, und dem Vater meines lieben Klassengenossen Albert Ceri, mit dem ich bis heute vertraute und respectvolle Freundschaft verbindet. Von Ceris wissenschaftlicher Tragik wußten wir nichts. Seine Intuitionen lagen weit ab von den Problemen, die damals die Gegenwart beherrschten; sie betrafen die Form der griechischen Dichtung und ich habe es später an andern Beispielen mit blutendem Herzen mit-erlebt, wie ~~xxxxix~~ verletzendes Besonnenes geistige Existenzen gerade auf solchen Gebieten gefährden kann. Uns erschien Herr Dr. Ceri als ein Humorist, der es im Grunde herzlich gut mit uns meinte aber auch wehren Ernst zur Wirkung zu bringen wusste, ihn freilich mit einer gewissen Bequemlichkeit handhabte. Im Griechischen hemmte es seine Freiheit, dass wir nicht eben viel mitgebracht hatten, aber einzelne Stunden, die illico gewünscht waren, sind mit doch in weihvolle Erinnerung geblieben, ebenso Stunden, in denen er sophokleische Chöre vorles. Im Deutschen musste er uns erst im Nibelungenlied einführen, wobei Sprachschwierigkeiten nochmals zunächst den Genuss erschwerten. Schon damals fühlten wir, aber, wie im griechischen Unterricht, wie hoch ihm das Dichterische stand und wie es uns ihm näher zu bringen vermochte, ohne es uns durch Schulmeisteri zu verleiden. Goetheische Lyrik hat er mir aufgeschlossen; wie wir von Herr Beck vorher zur klassischen Literatur herangeführt worden waren, hatte ihm das im allerdings ausserordentlich erleichtert.

Aber nun ging es auch noch in spätere Perioden hinein und ich glaube auf den Höhepunkt meines Schullebens hat mich doch Herr Dr. Oeri geführt, und nicht mit dem "Ueber allen Gipfeln ist Ruh'" obwohl ich diese Verse aus seinem Munde zum ersten Mal erfüllte, sondern mit Mörke: Er las uns Mozarts Reise nach Prag vor, ohne durch ein Wort der Erklärung den Text zu unterbrechen. Man verstand dabei auch das Fremdartige aus der Art seiner Darbietung und ich danke ihm durch die herzlichste Verehrung.

Von da mochte er bisher freilich wenig gespurt haben; seine ~~XXIII~~ Leistungen im Griechischen waren sehr wenig befriedigend; ich musste lange Nachhilfstunden nehmen, die mir der damalige cand. phil. Wilhelm Bruckner, der spätere ausgezeichnete Dialektforscher, in seinem Elternhaus an der Mulerstrasse mit väterlicher Güte und Nachsicht erteilte. Bruckner war damals begeisterter Zofinger, im Studium schon recht fortgeschritten. Die Burschenromantik mischte sich in seiner Stube auf merkwürdige Weise mit der puritanischen Mäcchternheit der Behausung; wenn ich mich recht erinnere, war der Vater Bruckners schon tot. Seine Mutter hatte viele Söhne, - einer war eine Zeitlang mein Klassenkasemat gewesen - und alle waren Theologen oder dann doch Philologen, alle zeichneten sich durch merkwürdige Rundköpfe aus, die, ich weiss nicht wie, etwas Totenkopf-ähnliches hatten (durch Härte wurde das bei Einzelnen etwas verschleiert) und fast Alle waren sie kräftige Männer, dabei ausserst einfach und anspruchslos, mit grosser geistiger Begehung, die sie aber zum Teil an Grenzen der geistigen Existenz brachte. Wilhelm war einer der Jüngern und er erschiess mir als der Inbegriff des Liebenswerten Schulmeisters, der keinen die Schwäche des Könnens (und auch des Willens) nichtebel nahm, sondern einem darüber hätte weghelfen können wollen. Ich war ihm warm zugetan, und als ich später selbst Zofinger war wurde hat es mich mit wahrem Stolz erfüllt, dass ich ihn nun duzen durfte. Das Gefühl davon, dass er sich um mich in der Jugend bemüht habe, hat mich auch nie verlassen und als ich später bemerkte, dass er mich um meines Amtes willen mit der Deferenz behandelte, die altmodische gute Basler ihren Magistraten gegenüber für geboten hielten, hat mich das immer beschämt: er wusste ja so gut, wie es um mich stand. Die Gründlichkeit des wissenschaftlichen Bemühens, die ihn auszeichnete, habe ich mich nie durchzuringen versucht; wohl aber ist sie mir ein Vorbild geblieben. Bruckner gehört zu der grossen Zahl von Baslern, die der Universität fast zeitliches im Nebenamt dienen durften, die es aber mit Aufopferung ihrer besten Kräfte hingehend und unverdrossen getan haben und auf deren stillen Wirken es eigent-

lich beruht, dass unsere Anstalt so tief im Ganzen der Vaterstadt verwurzelt ist.

Auch Jakob Gerl gehörte zu ihnen, obwohl er nicht an der Universität lehrte. Bruckners Sachhilfe bewirkte, dass ich mich allzuehr im Griechischen zurück blieb und rettete mich in die oberste Klasse hinüber, sodass dann seine Stunden aufhören konnten. Ich kam im Griechischen, wenn auch am Schwanz der Klasse ordentlich mit. Freilich habe ich es dann nach der Schule fast ganz verschwitzt; es gibt einen Fandektistenspruch: *græca non leguntur* und den eignete ich mir denkbar an. Das Latein, das gelesen werden musste, gab mir gerade genug Müsse zu knacken. Wie es mir dann später mit dem Griechischen ergangen ist, soll zu seiner Zeit erzählt werden. Jedenfalls liess sich ein Konflikt mit Herrn Dr. Gerl vermeiden, ich fiel nicht unangenehm auf. Wie sehr mich sein Deutschunterricht gefesselt habe, das, glaube ich, habe er doch am Ende gemerkt. Ich schloss es daraus, dass mich selten eine Frage nach Abgelegenen an sich gerichtet wurde, und daher war die schlechte Deutschnote, die ich im Maturitätszeugnis erhielt, eine arge Enttäuschung für mich. Ich hatte gehofft, dieses Fach werde mich davor bewahren, mich mit bloss einem "genügend" abfinden zu müssen. Aber ~~ix~~ gerade das erreichte ich nicht, und irre wohl kaum mit der Annahme, dass es der Lehrer nicht wegen durfte, dem ungünstigen Urteil der Kollegen über meine Leistungen ein viel milderes entgegenzusetzen, ~~ix~~ weil ich ja wirklich auch bei ihm - im Griechischen - nicht brilliert hatte.

Und nun endlich das berühmteste Licht unserer Schule, Herr Dr. Theodor Plüss. Seine Bedeutung ist vielfach öffentlich gewürdigt worden. Hier soll nur von seiner unmittelbaren Wirkung auf mich und meine Klassengenossen die Rede sein. ~~Klass~~ Bedenken Er war vor Allem ein gefürchteter Lehrer. Schon in der zweiten Klasse wusste man, dass man ihm unachtsam wenigstens für ein Jahr werde überantwortet werden, sei es für das Griechische, sei es für das Latein, sei es für Beides. Er ging ihm der Ruf erbarmungsloser, wenn auch gerechter Genauigkeit und Strenge voraus und dazu der ~~KRI~~ Ruf gänzlicher Unempfänglichkeit für übermütige Streiche. Das zweite war nicht so schlimm; man konnte sicher sein, dass ~~xxx~~ dem Uebermut ~~XXXXXXXXXX~~ ausserhalb seiner Stunden genügend Raum bleiben werde; da kommt man wohl bei guten Lehrer brav tun und bei der Sache bleiben. Das Erste war viel bedenklicher; denn wie sollte man bestehen können, wenn man so wenig genau wusste? Herr Dr. Plüss war damals ~~xxxxx~~ noch nicht ganz fünfzig Jahre alt, ein ziemlich klein-

gewachsener, ausgekugelter Mensch, mit sorgfältig geschnitteltem schwarzen Haar, einem schwarzen dünnen Vollbart, der ein blaßes gelbliches Antlitz einrahmte. Das Gesicht hatte etwas Leidendes und zugleich Asketisches im Ausdruck, und dieses unterschied sich von dem des Herrn Dr. Grob durch einen heroischen Zug: man spürte den eisernen Willen, Haltung zu bewahren; in der Tat haben wir nie erlebt, dass er die verloren hätte. Er trat meist in schwarzem Gehrock vor die Klasse, mit priesterlichem Gehaben. Oft spürte man, dass er leidend war; er musste sich den Leib halten, der ihn schmerzte; nicht aber den Kopf: der herrschte. Unterrichtsstoff waren in der Hauptsache Tacitus, Cicero und Horaz. Da wurde man nun gründlich gedrillt und hatte sich von Zeit zu Zeit durch schriftliche Extemporalien und Themen auszuweisen. Das präziseste Verständnis des Textes, wie er in der Schulausgabe der Autoren festgelegt war, wurde verlangt und musste durch die Fassung der Wiedergabe dargetan werden. Philologische Textkritik wurde völlig fern gehalten; wo der Lehrer einmal eine Lesart nicht zu billigen vermochte, wurde seine Emendation angegeben und für maßgebend erklärt. Der Unterricht blieb dann streng propädeutisch, diente aber umso besser der Vorbereitung auf wissenschaftliche Arbeit. Aber nicht nur Verständnis des Einzelnen wurde angestrebt, sondern es lag ein Hauptgewicht auf dem Verständnis der Zusammenhänge. Diesem diente namentlich die Aufgabe, der Anordnung der Darstellung durch Dispositionstabellen nachzugehen und solche bis hinab zur Rolle der einzelnen Sätze auszuarbeiten. Den Sinn dieser ungewohnten Aufgabe vermochte ich lange nicht recht zu erfassen; aber bei einer ciceronianischen Rede ging er Kines doch allsehnlich auf: man kam auf ungesahnte Weise hinter den Grund so mancher intuitiv empfundenen Wirkung, und man spürte, wie die Einsicht diese keineswegs minderte, sondern eher verstärkte. Noch eindrücklicher war die Bedeutung der formalen Analyse bei den Dichterwerken. Da kam die mir eingeborene Neigung voll auf ihre Rechnung, ja, vielleicht übermäßig. Dass das eigentlich Dichterische etwas mit Worten nicht Fassbares, Schwebendes sein müsse, habe ich bei Dr. Ceri empfunden, aber dass es so etwas auch bei Horaz gebe - wenn auch ganz anders gestimmt, als bei den deutschen Dichtern - diese Erkenntnis vermochte mir Herr Dr. Plüss mit seiner Behandlungsart nicht zu vermitteln. Horaz blieb mir der unerreichbare hohe Formkünstler und seine Dichtergenialität ist mir erst viel viel später aufgegangen. Gleichwohl, der Gewinn, den ich aus dem Unterricht von Plüss zog, war unermesslich und das Gefühl, in Wesent-

lichen gefördert zu werden, machte die ständige Angst vor dem drohenden Versagen in der Stunde und von seinen Folgen erträglich. Die wich nun freilich bis zum Schulschluss nicht, wenn sie auch nicht immer gleich drohend war. Selbst beim Eintritt des Gefürchteten gab es etwa Trost: wenn er mich als Nichtwisser ertappt hatte und mir in seiner gewählten und sorgfältig artikulierten Sprache rief: "Imhoff" (er sprach meinen Namen immer mit einem kurzen "o") "gehn sie lieber Steine- oder Lederklopfen", so musste ich daran denken, dass Lederklopfen (freilich nicht gerade das Herrn Flüsse vorachwebende des Schusters) seiner Herkunft ganz gemäss und gar nicht ein niedriges Gewerbe sei, und das stimmte mich humoristisch trotz aller Lärknirschung. Und wenn man ein- oder zweimal in seinem höchst bescheidenen Zimmer in der Wohnung seines Verheirateten Bruders (er selber hatte keine Frau) gewesen war, hinfobhlen, um Anweisungen für eine Arbeit entgegen-zunehmen oder eine Recitation zu proben, so wusste man um die ruhende Sorge um das Wohlbefinden des Besuchers, die der Gefürchtete da zeigte, und erfubr, dass er auch Schweizerdeutsch sprechen konnte. Da hiess es: "Stande Si ufs Depperli" (stellen sie sich auf den kleinen Teppich vor dem Bett), damit man ja keine kalten Füsse bekomme. Ein Cigarlein wurde freilich nicht angeboten, aber man wurde nach dem persönlichen Ergehen gefragt, und wenn es auch mit dem Gegenstand des Besuches gleich ernst genommen wurde, wie in der Stunde, so hatte das doch schon durch den Dialektgebrauch ein milderes Licht, und man kam sich daraufhin auch in der Stunde nicht mehr als ein hoffnungslos Verworfenener vor, wenn man beim Grollen des Donners an den Besuch dachte. Die Befreiung von diesem besondern Druck stand freilich, als die Maturität endlich erreicht war im Vordergrund der neuen Gefühle und es dauerte lange, bis sich auch ander einstellten. Aber als ein Jahrzehnt später mein Freund Blocher die Herstellung einer Festschrift für den 60. Geburtstag des Herr Dr. Flüsse anregte, hatte die Dankbarkeit längst die Oberhand gewonnen und ich leistete gern einen Beitrag zu der Schrift. Als diese wirklich erschien, sag manch' einer meiner Mitschüler den Kopf über meine Beteiligung geschüttelt haben, unso mehr, als das Inhaltsverzeichnis so glänzende Namen, wie den von Andreas Heusler jun. und C. A. Bernoulli aufführte. Denn ich hatte mich wirklich bei dem Gefeierten durch nichts ausgezeichnet. Er freilich liess sich das nicht merken. Er dankte mir durch ein höchst feinsinniges Eingehen auf meinen juristischen Versuch, dessen Stoff weitab von seinem besondern Interessenskreis, aber freilich



in dem eines schweizerischen Staatsbürgers lag (und das war er, wie ich wusste, eben auch).

Damit mögen die Schulerinnerungen versöhnlich abgeschlossen werden; nur ein Wort über die Maturität selber soll noch folgen. Aber die Schule füllte unser Leben ja bei weitem nicht aus und darum bin ich mit der Schilderung der Schuljahre noch längst nicht ~~INKKIE~~ zu Ende.

Spielerische und ernsthafte Allotria war für mich in dieser Zeit im Grunde viel wichtiger als die Schule.

Kurz kann ich mich über meine musikalischen Bemühungen fassen, weil sie zu nichts Positiven führten. Ich hatte schon in Brombach angefangen, Geigen zu lernen und erhielt in Basel ununterbrochen Geigenstunden fast bis zu oberster Klasse des Gymnasiums. Zuerst war ich in der damals noch am Nadelberg installierten und von dem alten grämlich gewordenen Salmas Bagge geleiteten Musikschule untergebracht worden; da hatte sich der "rote Meyer" in Zucht genommen, ein langer Deutscher mit rotem Haar und Bart - es gab neben ihm auch noch den viel distinguiertesten Herrn Konzertmeister Meyer, neben Herrn Bargheer (unserm Joachim) ein Lehrer für Vorgerückte, und der war nicht rot. Mit meinem Herrn Meyer verstand ich mich nicht sehr gut, er konnte aber auch nicht viel Freude an mir haben, es dauerte nicht lange, bis sich ein Herr Trost übernahm und endlich landete ich bei Herrn Wolff, dem Führer der zweiten Geigen im Orchester, der mir manches Jahr Privatstunden gab und mich sogar ~~zunächst~~ zu seinen Ensembleübungen zuließ, bei denen man leichtere Quartette studierte. Mir fehlte aber jede ausgesprochene Begabung und bei meinem mathematischen Unvermögen war ich auch nie im Stande, etwas Musiktheoretisches wirklich zu beherrschen. Das führte dazu, dass ich meist nur lässig übte und nur höchst langsame Fortschritte machte. Als sich die Maturität näherte, stimmte deshalb meine Mutter endlich zu, dass ich den Unterricht abbreche; sie hoffte vergeblich, ich werde später das Bedürfnis haben, ihn wieder aufzunehmen. Dennoch bin ich Herrn Wolff unendlich Dank schuldig. Wenn es ihm nicht gelingen konnte, einen Musikanten aus mir zu machen, so hat er mich doch zum Musikgenuss auf die schönste Weise erzogen. Nicht nur dadurch, dass er meine eigene Betätigung förderte, noch viel mehr durch die Orientierung in der Welt der Musik, in der er mit allen Fasern seines Wesens wurzelte. Ich durfte ~~fast~~ regelmäßig die damals noch von Volkland geleiteten Abonnementskonzerte besuchen und häufig auch das Theater, wo mein Onkel eine herrlich versteckte Parkettloge hatte, neben der Loge der entzückenden und hoch musikalischen Frau Prof. Courvoisier, die den Freunden ihrer

Söhne selber eine mütterliche Freundin geworden war. Was ich da an schönen Aufführungen erlebte, wurde Alles in der Geigenstunde durchgesprochen. Wenn Joachim gespielt hatte, konnte das die ganze Stunde kosten; sie wurde dann ausgedehnt, bis der nächste Schüler kam, und oft wurde ich zum Nachmittagskaffee dabeibekannt. Dabei wurde ich mit der Mannigfaltigkeit der musikalischen Produktion bekannt gemacht und über deren Geschichte und Entwicklung orientiert. Der Streit um Richard Wagner war damals in Basel noch lange nicht geschlichtet; es gab noch Familien, die demonstrativ den Saal verliessen, wenn eine von Wagners Compositionen im Concert an der Reihe war. (Andreas Heusler sen. tat das auch). Mein Lehrer aber verehrte Wagner hoch, war jedoch nicht in die Einseitigkeit mancher Wagnerschwärmer verfallen, die neben dem Bayreuther Meister kaum noch etwas anderes gelten liessen. So empfing ich die lebendigste und anregendste Belehrung, die meine Empfänglichkeit für musikalische Darbietungen, wenn auch nicht in demselben Masse, meine Urteilsfähigkeit, weckte, entwickelte und vertiefte. Das hat mein Leben dauernd bereichert. Musik ist mir, ich will nicht sagen im stärkern Masse unentbehrlich geworden, als andere Künste, aber doch auf ihre besondere Weise, die sie für mich vor andern auszeichnet. Sie vermag die tiefsten und gehelasteten Regungen der Seele durch einen weit grössern Kreis von Schöpfungen bei mir hervorzurufen, als die Dichtung und die bildende Kunst. So ganz als heiliger Mensch fühle ich mich selten je vor andern als musikalischen Eindrücken. Ich brauche gern dieses religiöse Wort, weil es mir doch das bezeichnet, was ich als die eigentliche Funktion der Kunst im Menschenleben empfinde. (Dass sie sogar von Kunstausserungen erfüllt werden kann, die von einer Unheilgewissheit zeugen, wie etwa bei C. Spitteler, steht auf einem andern Blatt). Wenn ich nur "Münsterkonzert" sage, so heisst das genung. Voll erfasst habe ich die Bedeutung der Musik in jenen Jugendtagen noch nicht, aber es wurde damals doch ein Grund in mir gelegt, der sich bewährt hat.

Glücklicher fühlte ich mich freilich bei der Lektüre von deutschen Dichtern und Schriftstellern, die ich leidenschaftlich wahllos, auch recht kompasslos betrieb und die mein Interesse eigentlich ausschliesslich in Beschlag nahm. Alles Andere war daneben ein Müssen mit Ausnahme von Konzert und Theater. Auch der Sport machte mir keine tiefere Freude; ich gehörte wohl Erömanns Gynnasialturnverein an, aber vermochte sich dort nicht auszuzeichnen, das Erfreulichste waren die Wanderungen, die Fr. Brömmel mit uns

unternahm (oft auch mit Wenigen). Die mochte ich gern, schon weil Herr Dr. Brümmer ein so vortrefflicher Mann und im direkten Verkehr so kameradschaftlich und unlehrerhaft war und uns zu so viel Schönes führte. Auch im Verein schätzte ich den freundschaftlichen Verkehr vor Allem, Aber gegen die Lesewut kam die bescheidene Turnerei nicht auf. Nicht nur Vaters Bibliothek, (mit Ausnahme der wissenschaftlichen Werke, die ich fast unberührt liess) wurde schon in der Schulzeit ausgelesen, auch die Bücher der Lesegesellschaft, die ins Haus kamen und die wöchentlichen Zeitschriftenmappen (mit der Leipziger "Illustrierten", der "Gartenlaube" und dem "Daheim", mit allen möglichen Monatsheften voller Romane) wurden ausgekostet, und besonders Genüsse bot, wenn ich etwa in Solothurn war, der grosse Schaft mit der "Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens". Vieles fand ich natürlich ungeniessbar langweilig, selbst Werke mit berühmten Dichternamen, und sentimentaler Kitsch, - auch höchst Unpassendes - war höchlich willkommen. Zu einer Uebersicht und zu einem Gliederungs- oder Urteilsvermögen gelangte ich selbstverständlich nicht. Es ist nicht auszudenken, was mir da vor die Augen gekommen sein muss. Immerhin, langsam entwickelte sich doch ein leises Qualitätsgefühl; ich fing mit der Zeit an zu merken, dass sich nicht bei jedem Buch, dessen Verfasser nicht ohnehin berühmt war, das Schuldbewusstsein gleich stark einstellte, das zur Lesewut gehört, weil man eben fühlt, man vertrödle seine Zeit. (Freilich konnte man das auch bei berühmten Büchern tun). Es gab doch Dinge, die nicht nur des Stoffes wegen Eindruck machten, - einen Eindruck, den man bei anerkannten Werken ähnlich empfunden hatte, oder gar einen solchen, unter dessen Bann man noch nie geraten war; und es erweiterte sich auch allmählich das Gebiet des stofflichen Interesses. So ergaben sich die Anzeichen einer Entwicklung, die sich durch mein ganzes späteres Leben hinzog. Ich unterscheide deutlich zwei Kategorien von Lektüre; die Zeitfressende und die geistig fördernde, und allzeit hat die erste, wenigstens dem Anfang nach, bei mir den Vorrang gehabt, trotzdem davon unzertrennlichen Schuldgefühl, das sich dabei auch heute noch, wenn auch abgeschwächt, immer einstellt. Ich habe lange Perioden erlebt, wo, mit einem Vorbehalt, die Lektüre englischer Detektivromane meine ausschliessliche Beschäftigung in der dienstfreien Zeit, soweit sie nicht für die während des Dienstes liegengebliebenen dringliche Arbeit unausweichlich gefüllt werden musste, gewesen ist, und mir allerdings auch wohlthätige Entspannung brachte. Im Vorbeigehen gesagt: nur dem Interesse an Sherlock Holmes verdanke ich es, dass ich jetzt ohne Mühe englisch lese und das

und das Englische heiss liebe. Denn in meiner Jugend hat die Sprache sich ihrer Aussprache-Capricen wegen nicht nur abgestossen, sondern empört und die gute Frau W., die sie mir hätte beibringen sollen, war nicht dazu geeignet: die Christmas Carols langweilten mich unbeschreiblich und noch mehr die Erzählungen der guten Dame von ihrer schwärmerisch verehrten und wahrscheinlich noch habüchtigeren Mrs. X. die allen Spleenern Vorbild gewesen sein muss. Ich habe Dickens erst viele Jahre später für mich entdeckt: elderly ladies zu erfassen, war mir schon früher gelungen, in der Schulzeit hasste ich schon den Gedanken an sie, und wenn Frau W. mit ihrem Kapothütchen und dem braunschwarzen indischen Shawl über den Schultern, mit ihrem Sonnen- und Regenschirm und dem erwartungsvollen Reticule in der Hand, an der Haustüre läutete, flüchtete ich mich, sofern nicht etwa die Möglichkeit bestand, ihr beim Nachmittagskaffee, auf den sie und ihr Reticule rechnete, einen Schachernak zu spielen.

Zur fördernden Lektüre lag der erste Antrieb in deren Brauchbarkeit zum Theaterspielen; aber es stellten sich doch bald auch andere ein. Ein tief wirkendes Erlebnis war es, als ich ~~xx~~ wenige Tage nach dem Tod meiner Schwester von einer leichten Krankheit genes und die Mutter mir Reuters "Stromtid" zur Lektüre brachte. Ich kannte ihre Vorliebe für das Buch; es war mir aber des Plattdeutschen wegen unzugänglich gewesen. Jetzt las die Mutter es mir vor; das Plätt nahm dabei wohl einen wunderlichen beseldeutschen Klang an (es hat ihn für mich behalten, wenn ich auch später gelegentlich den echten gehört habe.) Da kam es bei uns zwei Trauernden zu den merkwürdigsten Wirkungen: wir weinten - und lachten wieder im handkehrum laut heraus, und ich fühlte wohl, dass da im Grunde echte Dichtung sei, (stehe sie nun dem Range nach höher oder tiefer) <sup>ohne</sup> ihren Zauber übe. Dieses Erlebnis hat manches spätere vorbereitet, nicht nur die Empfindung für das Dichterische, die zunächst recht unklar blieb, sondern auch die Empfindung für das norddeutsche Wesen, das viele im Süden, und gar in der Schweiz, so fremd anmutet. Fontane hat diese Empfindung entscheidend geklärt. Mit ihm muss ich unbewusst früh in Berührung gekommen sein, denn es gab Bücher von ihm, bei deren Lektüre mich das Gefühl übernahm, ich kenne sie längst, und es erneure sich nur eine von alters her bestehende Vertrautheit mit den geschilderten Gestalten. Ähnliches ist mir auch sonst etwa begegnet. Ja - die Lesesirkelmappen!

Ein Gebiet der Dichtung, das mir gar nichts sagte, war die Romantik, mit Ausnahme mancher ihrer wunderbaren Lieder, die ich namentlich durch den Hausgesang kennen lernte oder der Shakespeare-Übersetzungen. Die grossen Romane der romantischen Dichter fanden sich freilich nicht unter unsern Büchern, auch namentlich Jean-Paul nicht, der damals in Basel noch viel und den ich mir leicht hätte beschaffen können. Was ich von Proben kannte, zog mich nicht an, und ich habe mich darin auch später nur teilweise zurechtfinden können, merkwürdigerweise im "Titan" noch eher, als im Schulmeister Wuz, vom Taugenichts, oder von E.Th. Hoffmann nicht zu reden. Während mich Lessing sogar mit seinen kritischen Schriften mächtig interessierte, war mir die heine'sche Kritik zu wider, wohl vor Allem, weil ich ihre Voraussetzungen nicht verstand. Es wird der unbewusst wirksame Einfluss der Schule gewesen sein, dass ich mich durchaus aufs Klassische gerichtet fühlte und ihm gegenüber fast unbegrenzt aufnahmefähig war. Freilich, was Klassisch sei, wusste ich nicht, und was der zweite Teil des Faust als klassisch ausgab, empfand ich - ich weiss das noch deutlich - als Maskerade ohne wirkliches Leben, und es ist mir merkwürdig, dass sich der mythische Schluss des Faust nicht in Verbindung mit dem ersten Teil zur Romantik hinüberleitete. Auch woher das Klassische kam, kümmerte sich nicht; Herders Bedeutung blieb mir, wie die von Wieland verschlossen, nur vom Sturm und Drang widerhallte Manches. Aber die hochklassischen Werke von Goethe und Schiller zwangen Einen, sich auch an andere Werke dieser Dichter zu wagen, und wenn das bei der "natürlichen Tochter" misslang, so war doch "Hermann und Dorothea" ein herrlicher Fund und führte, stärker als der "Werther" zur Möglichkeit, die "Wahlverwandtschaften" und die "Lehrjahre" zu geniessen und endlich mit "Dichtung und Wahrheit" zu "Persönlichem" überzugehen. Aehnlich ging es mir mit Schiller, wo einerseits die geschichtlichen Darstellungen plötzlich das Interesse fesselten, während freilich das Interesse für die Persönlichkeit von Aussen geweckt wurde durch eine Biographie des wunderlichen Johannes Scheer, der ein Lieblingsautor des Vaters gewesen sein muss und auch auf mich in jenen Jahren unendlich stark eingewirkt hat. Er war ein deutscher Mediziner, der nach 1884 aus Schwaben geflüchtet war und in Zürich eine Professur inne hatte (neben einem Bruder Thomas wirkte er bis

zu seinem Tode da; Thomas scheint das Schulwesen des Kantons eine Zeit lang massgebend beherrscht zu haben.) Johannes Scheer war ein gewaltig pathetischer Fortschrittsdoktrinär, dessen Hauptwaffe blutige Ironie war für den "in tyrannos" die ewige Losung bedeutete. Man kann sich denken, wie er die wüthenbergische Tyrannei an Schillers Los brandmarkte, und was er an Schillers Dichtung vor Allem pries. Eine subjektivere Art der Geschichteschreibung, als die seine, ist mir kaum je vor die Augen gekommen; aber ich bewahre ein paar Bände seiner "menschlichen Tragicoödie" immer noch mit Pietät und habe später, als ich die vielen Bände Emile Oliviers zur Verteidigung des Scheer besonders verhassten Empire libéralis las, oft an ihn gedacht. Immerhin, er hatte für Dichtung einen lebendigen Sinn und vermochte sie seinen Lesern zu erschliessen. Was ich ihm in Hinblick auf Schiller verdanke, ist aber vor Allem die Nützigung, mich an ihn zu halten, und was ich bei dem Dichter schliesslich fand, kam nicht durch seine Anregung an mich heran. Die bewirkte wohl indirekt eine Wendung zu Kleist, (während mir Hölderlin, Kleists Schicksalagenosse, bei den klassischen Meistern, fremd blieb). Aber das Wichtigste bei Schiller wurde mir die "Braut von Messina", deren Chöre mich eigentlich bezauberten. Dass ich einmal im Theater mitsprechen durfte (unter der Leitung eines bewunderten Schauspielers, des offenbar hochbegabten Rudolf Christians, der etwas wie Moissi hatte), gehört zu den Höhepunkten meiner Jugend. Und etwas vom Geist der Braut von Messina klang mir wider, als ich Grillparzer kennen lernte, auch einen der enttäuscht aus Weimar Zurückgekehrten; dem gehörte von Stund an meine ganze Liebe, und ich werde es Schiller nicht vergessen, dass er diesen Klang für mich erweckt hat. Kein Dichter hat in meiner Jugend so auf mich gewirkt, hypochondrische Wiener, von dem ich alles mir Erreichbare göttlierte, so verschieden seine Natur von der meinen war und so unverständlich oft sein menschliches Verhalten. Ein Buch über ihn, von dem eine Zeitlang auch in Basel tätigen J. Voeckelt hat sich erst in ~~den~~ Studentenjahren in meiner Begeisterung bestärkt. Zu ihm kehrte ich immer wieder zurück, und hasste die Wiener, weil sie "Weh dem, der Lügt", keinen Erfolg gönn-ten, und vermochte mich in den "Bruderzwist" und in "Libussa" zu versenken, während der "Traum, ein Leben" mühelos an-zücken und tiefe Erschütterung brachte. Ich weiss wohl, dass



ich fortwährend nur Titel aufzähle und meine Einstellung bezeichne, und spüre, dass das niemanden fördern kann. Ich höre deshalb damit auch auf; doch drängte es mich zu ein paar Angaben über meine Jugenderlebnisse auf diesem Gebiet, das für meine Entwicklung so wichtig war.

Nur Eines noch kann ich nicht übergehen, weil es bedeutsame Folgen hatte. Ich fand in Grillparzers Werken viele Spuren seines lebendigen Interesses für die spanische Dichtung und namentlich viele Citate in der Originalsprache. Die zogen mich nun mächtig an; das bisschen Latein half zum Verständnis, das nicht unerreichbar schien. So wurde die Sehnsucht, Spanisch zu lernen, immer stärker. Sie fand dann gleich im ersten KINNEKIN Stufensemester ihre Befriedigung, da Prof. Soldan einen Spanischkurs angekündigt hatte, und in diesem wurde gleich eine Cervantes Novelle in Angriff genommen. Was sich dann hieraus entwickelt hat, soll später erzählt werden.

Vorläufig blieb das Spanische noch beiseite. Vom Englischen war schon die Rede, und es mag nur beigelegt werden, dass ich es nie sprechen lernen konnte, während mir die Aussprache bei den romanischen Idiomen nie grosse Schwierigkeiten bereitete. Französische Lektüre war mir schon in der Schulzeit recht leicht. Freilich, von den Klassikern begabte mir nur Molière, und es standen in der Schulzeit unter dem Einflusse der Mutter Victor Hugo (les misérables mehr als die Geschichte vom Gluckner von Notre-Dame) und merkwürdiger Weise die Brockmann-Chastrian im Vordergrund. ~~xxxxxxxx~~ Tiefere Eindrücke brachte diese Lektüre aber nicht hervor.

Wenn Maturität Reife für das Leben heissen sollte, so hatte ich die, als ich mein Abgangszeugnis erhielt, trotz dessen Inhalt gewiss nicht erlangt. Aber auch von wirklicher Reife für ein freies höheres Studium konnte kaum die Rede sein; das habe ich nach dem Beginn eines solchen Studiums lange und mit dauernder Beklemmung gespürt. Dass kein Grund zu viel Selbstvertrauen bestehe, hatte schon die Maturitätsnote gezeigt; ich war zwar auf dem Rang, den sie bezeichnete, der Erste, aber es war eben doch nur der dritte Rang. Die Unsicherheit meiner Kenntnisse machte sich gleich beim Versuch, die lateinischen Quellen zu verstehen, auf die wir in den ersten juristischen Kollegien verwiesen wurden, erschreckend bemerkbar; mir blieben Sätze verschlossen, die meine Freunde geläufig übersetzten. Ob die Empfänglichkeit für geistige Einwirkungen, die wohl die



einzigste Frucht der langen Vorbereitungen gewesen ist, anhalten und ob sich unter solchen Einwirkungen auch die Fähigkeiten zu eigener Leistung entwickelt werden, blieb mir wohl länger zweifelhaft, als den Meisten meiner Altersgenossen. So habe ich das Fest der Befreiung von dem Zwang der Schule, den traditionellen "Drittleserwix", nicht ohne geheimes Bangnis mitbegangen; es brachte mir übrigens durch seine Schuld Bitternisse, über die ich schweige. Wie es aber so geht, hatte ich dabei doch das Bedürfnis, mich vorzudrängen. Das Fest bestand in einem Kommerz, den die abgehenden Schüler ihren nächsten Nachfolgern gaben und das Gelegenheit gab, vor den Jüngern der Kritik an der Tyrannei in der Schule unverholen den Lauf zu lassen. Das geschah in Theaterscenen, Schnitzelbänken, Gedichten und Reden. Albert Ceri und Albert Lotz liessen in ihren Produktionen ihren sarkastischen Witz prächtig spielen und jeder bemühte sich, zum Gelingen der Aufführungen sein Bestes beizutragen. Ich selber genügte meinen Präntentionen nicht. Unsere beiden Maturitätsklassen haben sich später mehrfach zusammengefunden, um die Erinnerung an das Fest zu feiern. Jetzt sind davon nur wenige noch am Leben.

ERINNERUNGEN II. TEIL

Das Gefühl akademischer Reife erfüllte mich ganz und gar nicht. Mein innerer Zustand war damals erbärmlich und kontrastierte auf eine Weise mit meiner äusseren Haltung, die mich nur noch elender machte. Denn nach Aussen schien alles in Ordnung zu sein. Die Nächsten geben mir zu erkennen, dass sie von Abschluss meiner Schulzeit befriedigt seien, so wenig glänzend er war, und nun von mir erfolgreiche Studien erhofften. Die Mutter freilich mochte wohl fühlen, dass ich noch wenig gefestigt dastehende. Zu einer Aussprache kam es aber nicht.

Und wirklich begann nun mein Studium. Was mich veranlasst hat, mich für die Jurisprudenz zu entscheiden, weiss ich heute so wenig, wie ich es damals wusste. Der Entschluss ging in Gründe einfach darauf zurück, dass ich mich vor ernster Arbeit, wie sie der Eintritt ins kaufmännische Leben mitgebracht hätte, scheute. Der Grossvater hätte mir diesen leicht ermöglichen können und hätte das zweifellos auch getan, wenn ichs gewünscht hätte. Bei meiner Vermögenslage wäre es das Gegebene gewesen; meine kleine Hebe, die von Verwandern verweltet wurde, hätte mir kein selbständiges Leben ermöglicht. Als Kaufmann konnte ich in wenigen Jahren dazu gelangen, dass ich meinen Unterhalt selber verdient hätte und den Meinen eine Stütze gewesen wäre. Man verlangte das nicht von mir, ich hätte es selber als meine Pflicht erkennen müssen, und dazu reichte meine Entschlusskraft nicht aus. Warum eigentlich verlangte man es nicht? Vermutlich steckte ein Stück Familiengpolitik dahinter. Am Geschäft des Grossvaters war meine Mutter nicht interessiert, wie zwei ihrer Schwestern, deren Gatten neben dem ledigen Onkel George darin tätig waren. Beide Schwestern hatten Söhne; mein Vetter Frey war schon ein angehender Kaufmann, an den sich Zukunfts Hoffnungen knüpften. Deshalb sollten sich die Kinder der unbeteiligten Schwester nicht andern Berufen zuwenden, statt ihre Augen auf das Familiengeschäft zu richten? So stiess meine Inertie, die als solche nicht erkannt wurde, umso weniger auf Widerstand, als mein lebhaftes, wenn auch fahriges Naturel als Zeichen von Begabung aufgefasst wurde, und als in meiner nächsten Familie niemand eine Vorstellung von den Anforderungen eines akademischen Studiums besass. Mir selber fehlte es schon ganz, trotz allen im Gynasium empfangenen Hinweisen. Mich lockte die weisse Zofinger Mütze, wie früher die blaue der Pädagogen, aber doch viel mächtiger, weil sie in akademischer Freiheit getragen werden konnte, frei von der Schuldisciplin, die über die

andere immer noch gewacht hatte. Freiheit aber schien Glück zu bedeuten und schien zugleich die Gewähr zu bieten, dass sich doch die Fähigkeit zu eigener Leistung entwickeln werde, als ein Geschenk des Himmels, das sich unversehens eines Tages einstellen werde. Die Notwendigkeit freilich, ein bestimmtes Studium zu wählen, war nicht zu übersehen gewesen. Die Wahl war, per exclusionem, schon seit längerer Zeit getroffen. Die Jurisprudenz erschien als das Beste, konnte auch den Keinen einleuchten, die wussten, was ihre Beherrschung für das praktische Leben unter Umständen bedeute und dass es möglich war, damit seinen Weg zu machen. Darzustellen, was mich von jeder andern Disziplin abhielt, ist überflüssig; im Grund traf ich keine Wahl, sondern betrat die einzige Bahn, auf der mir Hoffnungen nicht von vorne herein abgeschnitten schienen. Ich betrat sie ohne irgend welche innere Neigung zu verspüren. Dafür hatte die Schulzeit keinerlei Voraussetzungen geschaffen, wenn man als solche nicht eine früh auftretende Leichtigkeit, vor Andern zu reden, rechnen wollte. Die hatte sich überdies im Laufe der Zeit bald wieder verloren, und zwar gründlich und für sehr lange Dauer.

Das darf ich heute, so sehr es mich während meiner ganzen Tätigkeit behindert und gedemütigt hat, als ein Glück für mich bezeichnen, und spreche deshalb gern schon an dieser Stelle davon. In der "Emilia" hatte ich wegen meiner Rednergabe "Pauck" geheissen; ich war jeden Augenblick bereit, mich zu erheben und etwas, wovon die Rede sein sollte, vorzubringen, was den meisten Andern schwer fiel, weil sie sich besinnen mussten, was etwa zu sagen wäre. Bei mir versagte die Gabe wohl, als ich anfang zu spüren anfing, dass es Bereiche in meinem Innern gebe, deren Beschaffenheit ich nach Aussen zu verbergen Grund hatte: ich verlor allmählich meine Unbefangenheit gänzlich und sobald der Gegenstand eine persönliche Stellungnahme erforderte, stellte sich das Bedürfnis ein, ihr auszuweichen oder sie jedenfalls nicht vor schnell kundzugeben. Schon in der Pädagogie hatte ich nicht mehr als Redner brilliert und durch Jahrzehnte hindurch galt ich am allerwenigsten als ein solcher, auch bei denen nicht, die mir sonst Qualitäten zubilligen wollten. Die Stellung als Regierungsekretär, die mich von aller politischen Tätigkeit fern hielt, war dann besonders dazu geeignet, mich von Rednerei abzurufen. Dasselbe kostete mich das am wenigsten; die Amtspflicht entthob mich von vornherein jeder Notwendigkeit, mit meiner Meinung hervorzutreten. Freilich entwöhnte mich diese Zeit des Redens

noch stärker, als es fröhlichere Meinungen vermocht hatten. Als ich nach 1905 beauftragt wurde, die Vertretung des Regierungsrates in neu eingerichteten verwaltungsgerichtlichen Verfahren zu besorgen, wurden die mündlichen Gerichtsverhandlungen, an denen ich das Wort zur Darlegung des Verwaltungstandpunktes erhielt, für mich eine unsägliche Pein. Ich erinnere mich immer daran, wie es mir erging, als ich das erste Mal versuchte, den sorgfältig auswendig gelernten Vortrag vor Professor Andreas Heusler und seinen Beisitzern zu halten. Bei den Worten "Hochgeachteter Herr Appellationsgerichtspräsident, hochgeehrte Herren Appellationsrichter" fühlte ich, wie aus meinem Hirn alle Gedanken unaufhaltsam durch meinen Körper abwärts rieselten, wie sich am Boden daraus eine kalte Lache ausbreitete und wie mein Mund völlig trocken wurde. Es war eine Niederlage ohne Gleichen, die zum Glück keine Rechtsentscheidung nach sich zog, weil die Auffassung der Verwaltung vorher schriftlich dargelegt worden war, und gebilligt werden musste; sie machte mir aber schwer zu schaffen. Die Hoffnung trug, dass solche Verhandlungen mir zur Übung dienen könnten. Als ich in den Regierungsrat eingetreten war, wurden mir die Grossratsitzungen, in denen ich Vorlagen zu begründen hatte, für mich eine neue Tortur, erst recht war es die Notwendigkeit, sich mit Discussionerednern auseinanderzusetzen. Es bleibt mir unvergessen, wie sehr mich einmal eine erbarmungslose Bloßstellung traf, zu der V. S. Scherer eines meiner Voten benutzte, um zu zeigen, mein ganzes öffentliches Wirken sei steril geblieben, und wie ich dazu schweigen musste, weil ich mich unfähig fühlte, die zur Zurückweisung des Angriffs wirksame Worte zu finden. Doch hat gerade jener Vorfall mir gezeigt, dass auch in Schвейgen eine wirksame Verteidigung liegen kann, namentlich dann, wenn der Widersacher sich in seinen Mitteln vergriffen hat; wohl bemerkte ich, dass es Freunde und Gegner verwunderte und vielleicht enttäuschte; aber kein Gegner schlug in die Kerbe und so durfte ich schlussendlich das Urteil des Redners werde nicht gebilligt. Die Annahme, meine Zurückhaltung drücke aus, dass ich den Widersacher verachte, brauchte ich nicht zu widerlegen. In Wirklichkeit war er mir unheimlich; es wird später noch von ihm zu reden sein.

Meine Untauglichkeit als Discussioneredner habe ich nie überwunden. Heute beschwert sie mich glücklicherweise kaum mehr. - höchstens in den Verhandlungen des Schweizerischen Juristenvereins, in denen ich oft gerne meine Meinung gesagt hätte, wenn ich sie so hätte formulieren können, wie das für grosse Versammlungen nötig ist. Öffentlich zu sprechen habe ich dann im Verlauf meiner Amtstätigkeit

tigkeit schliesslich doch noch gelernt. Was mir am Meisten dazu verhalf, war, kurioserweise, die Nötigung zu Bankettreden, die tritt an die Mitglieder des Regierungsrates nur allzuhäufig heran, hat mir selber aber zur Förderung gereicht. Da war die Aufgabe, Unverbindliches verbindlich zu sagen; Verbindlichkeit in d der Form war erreichbar, wenn man sich von Dem Rechenschaft gab, was die Hörer an einen solchen Anlass erwarten möchten, und wenn es - vom behördlichen Standpunkt aus erwünscht war, verbindliche Erklärungen zu vermeiden, so traf das mit eigener Neigung zusammen. So liess sich die Wortscheu leichter überwinden, als sonst, und langsam gewöhnte ich mich daran, das zu Sagende auch während des Sprechens im Sinn zu behalten und an der gewollten Stelle vorzubringen. Ohne sorgfältige Vorbereitung ging es freilich kaum je ab; sie hat manche Amtsstunde und unzählige "freie" gekostet, die eigentlich auch den Geschäften hätten gewidmet werden müssen. Als mir schliesslich am Ende der Amtszeit vergönnt wurde, an der Universität Vorlesungen zu halten, war ich so weit, dass ich mir freie Rede zur Regel machen durfte, und dass ich nun einigermassen sicher war, damit nicht mehr zu scheitern. Mein Vortrag ist freilich von aller Redekunst noch immer weit entfernt, und wird sich ~~nie~~ ihr auch nie nähern. Doch fällt neben der tiefen Freude an der Vorlesungstätigkeit das Ausbleiben rednerischer Triumphe in keiner Weise in Betracht.

Freilich habe ich einmal einen solchen erlebt und gedenke dessen mit umso grösserer Freude Befriedigung, als er sich gänzlich unerwartet einstellte und zwar keineswegs als Folge meiner oratorischen Leistung. Als im Jahre nach einer langen und ereignisreichen Reise in Basel, wo der erste Zionistenkongress stattgefunden hatte, wieder ein solcher Kongress zusammentrat, hatte ich im Auftrag des Regierungsrates eine Begrüssungsansprache zu halten. Die Feier hatte schon recht lange gedauert und die grosse Hörerschaft im roten Saal der Mustermesse war ermüdet und unruhig. Ich erhielt in der feierlichen Eröffnungssitzung das Wort als einen der letzten Redner. Ein Glücksfall liess mich, als ich aufgerufen wurde, gleich die richtige Stellung vor dem Mikrophon finden, die vorher mehrere Redner verfehlt hatten, sodass ~~sich~~ gleich nach der Anrede Stille verbreitete. Als ich gleich danach erzählte, ich habe als junger Student am ersten Kongress die Gründer der zionistischen Bewegung, Theodor Herzl und Max Nordau gesehen und sprechen hören und als ich den Eindruck anzu-

deuten versuchte, der mir von ihnen geblieben sei, brach ein Freudensturm aus, den nur glühende Verehrung erklären konnte, und als er zunächst verrauscht war, hingen alle Augen gespannt am Munde des Redners und jedes weitere Wort schien die Seelen zu bewegen. Dergleichen hätte ich nicht für möglich gehalten. Unter lang rauschendem Beifall führte ich meine Ansprache zu Ende; sie ist unversehens zu einem Höhepunkt in der Feier geworden, lässe man sie nach, so würde man das nicht verstehen. Dass sie aber eine tiefe Wirkung hatte, zeigte sich mir darin, dass ich fortan bei vielen Juden als der Mann galt, der jene Rede gehalten habe und dass mir das Wohlgeneigtheit erwarb, die ich durch wirkliche Leistung nicht annähernd in gleichem Masse hätte erzwingen können.

Doch nun zurück zum Studienbeginn. Die Jurisprudenz stand dabei keineswegs im Vordergrund, obwohl natürlich die Anfängervorlesungen besucht wurden. Es gab damals in Basel noch keinerlei Einführung in das Rechtsstudium, durch die man einen Ueberblick über das zu betretende Gebiet, Belehrung über die zweckmässige Gestaltung der Studien und eine Vorstellung von den Einen erwartenden Aufgaben und somit vom Sinn der Beschäftigung mit dem Rechte erhalten hätte. Was man zunächst hören müsse, erfuhr man aus der Tradition: Römische Rechtsgeschichte und Institutionen beim ~~Fandektisten~~ Pandektisten der Fakultät, Prof. Friedr. Schulin. Erwartungsvoll betrat man nach der feierlichen Immatriculationsceremonie vor dem Rector, die uns schon zum ersten Mal in das Collegium an Rheinsprung hatte eindringen lassen, nun auch eines der Auditorien in diesem Gebäude, in dem von Pracht gar nichts und, was die Hörsäle betrifft, auch von Würde nicht das Mindeste spüren liess. Bare Wände, ein altmodisches Katheder, unbequemer und dürftiger, als die des Gymnasiums, und lange Bänke in dichten Reihen, nur von den Enden her zugänglich; es hatte schon in der Dorfschule in Bronbach wohllicher ausgesehen und im Gymnasium ordentlicher. Denn die Bankpunkte erwiesen sich als nichts weniger als unversehrt. Unzählige Messer hatten sich, offenbar seit Generationen, an ihrer Oberfläche im Schnitzeln geübt; da waren unzählige Cereviennamen und Verbindungszirkel in allen denkbaren Schrift- und Stilformen eingegraben, als Zeugen empfangener Förderung in den Wissenschaften, als beweisende lebendigen Interesses und als Denkmäler des Dankes. Sie waren das Erste, was uns zeigte, dass akademische



Freiheit kein Wahn sei; was hätte es in der Schule für ein Getue gegeben, hätte einer sein Messer an der Bank geübt! Und hier war das möglich, ohne dass der Dozent einschritt, denn um Pausenarbeit konnte es sich unmöglich handeln, wenn ganze Lächer durch die Bretter ausgeschnitten waren, mit sorgfältig geglätteten Händen, musste das das Ergebnis gedankenverlorenen mechanischen Bewegungen sein, die der Vortrag des Dozenten durch seine packende Gewalt ausgelöst hatte.

Und nun erwarteten wir, solche Bezauberung auch zu erleben. Vorläufig versetzte uns der Raum, worin wir das erste Colleg erwarteten, trotz aller scheinbaren Armseligkeit in gehobene Stimmung; man fühlte sich wohl darin, wie in einem alten Hauskleid, und aus den Fenstern konnte man den Rhein vorbeifliessen und die Dächer der kleinen Stadt leuchten sehen, und darüber hinweg konnte man Schwarzwaldberge und den Himmel überblicken. Gemessenen Schrittes trat Prof. Schulin ein, begab sich auf das Katheder, zog ein Manuskript aus der Rocktasche, überblickte seine Hörerschaft und begann: Meine Herren! Das habe ich noch im Ohr; aber von Dem, was dann folgte, weiss ich nichts mehr, und die ersten Versuche, ein Collegienheft anzulegen, fielen bei mir so kläglich aus, dass ich sie später nicht bewahren mochte. Schulin hat die römische Rechtsgeschichte in einem damals erst vor kurzem veröffentlichten Werke dargestellt, und seine Vorlesung darüber folgte natürlich dieser Darstellung, die freilich noch viel ausführlicher war. Ich erinnere mich aber noch genau der Gefühle, mit denen mich die ersten Vorlesungen über Rechtsgeschichte und über Institutionen erfüllten. Ich empfand eine unsägliche Fremdeit von Stoff und Darbietung, da die Darbietung ein Interesse am Stoff voraussetzte, das bei mir in keiner Weise vorhanden war, sondern erst der Erweckung bedurft hätte. Bei den Institutionen, für deren Studium uns das klassische Buch von K. Sohn empfohlen wurde, fand es noch eher Anregung, als bei der Rechtsgeschichte. Aber im Ganzen nahm ich das zu Beginn der Universitätszeit Gebotenen als etwas auf, wessen ich mich als einer unausweichlichen Konsequenz meines Entschlusses, ein Jurist zu werden, eben werde zu benachzigen suchen. Nur der Blick auf die Aeltern, denen das gelungene zu sein schien, hielt mich einigermaßen aufrecht; daneben der schon im Gynnasium bewährte Leichtsin. Etwas mir Zusagendes fand ich aber in der ersten Zeit durchaus nicht; das war umso bedenklicher, als ich auf der Universität Aderes fand, was mir weit leichter einging.

Es mag hier gerade gesagt sein, dass die innere Gleichgültigkeit gegenüber der uns gebotenen Rechtslehre bei mir lange anhielt und nur sehr allmählich wich, als ich langsam inne wurde, es sei doch auch mir möglich, mich ihrer einigermaßen zu bemächtigen. Was mich am Anfang so gänzlich desorientierte, war neben der Schroffheit, mit der ein anscheinend für unser Rechtsleben völlig bedeutungsloser Stoff, in einem festgeschlossenen System geformt, als unentbehrliche Grundlage alles Kommenden dargeboten wurde, der fraglose Anspruch dieses Stoffes auf Allgemeingültigkeit. Sowohl in den Vorlesungen des ersten Semesters als im nachfolgenden Pandektenkolleg trat uns das Römische oder Gemeine Recht ~~als~~ als "das Recht" entgegen, als das, was zu benutzen und zu gebrauchen unsere Lebensaufgabe sein werde; und doch wussten wir nicht nur, dass uns später noch anderes Recht werde vorggeführt werden, Deutsches Recht, und dass schliesslich weder das römische noch das deutsche für uns massgebend sein werde. Darüber, inwiefern die Bekanntschaft mit dem römischen Recht für unsere Ausbildung förderlich sein könnte, wurde kein Wort verloren, und auch die Beziehung des geschichtlichen zum Institutionenkolleg nicht deutlich gemacht. Man hatte ja auch die Schule, die wir eben verlassen hatten, nicht danach gefragt, ob ihr Stoff uns interessiere; aber sie hatte sich nachdrücklich darum gekümmert, ob wir ihn aufnahmen. Davon war nun keine Rede mehr. Aber während man in der Schule merkte, dass das Fortschreiten der Darbietungen von der Aufnahme abhängt, fiel nun auch dies weg; ein Gelehrter bot uns die Früchte seiner Gelehrsamkeit so an, wie sie ihm gereift waren, ohne irgend welche Beziehung zu den Hörern zu suchen. Freilich waren wir voll Traditionsglauben und voll guten Willens; wir waren schliesslich auch gewöhnt, dass Stoffe sich uns aufdrängten, zu denen wir keine rechte Neigung in uns verspürten, und so warteten wir auf den zündenden Funken, der ja wohl einmal kommen werde. Ich freilich musste darauf recht lange warten, und das Ergebnis der ersten Zeit war kläglich, viel kläglicher und deprimierender als bei meinen befreundeten Schicksalgenossen; denen spürte ich an, dass sie sich leichter zurecht finden konnten, vielleicht schon darum, weil sie bessere Lateiner waren, als ich, der ich gewöhnlich über den Sinn der in Corpus iuris nachgeschlagenen leges im Zweifel blieb.

Die Gegengewichte gegen die Enttäuschungen über das juristische Studium, die mir die Universität in den ersten Semestern bot, empfand ich deshalb als höchste Schikse; freilich nicht alle waren gleich wirksam. Wenig hatte ich von den während längerer Zeit besuchten Geschichtskollegien des Nachfolgers von Jac. Burckhardt,

Adolf Baumgartner, die damals vorwiegend die griechische und römische Spätantike behandelten und stofflich ebenfalls ausserhalb meines Interessekreises lagen, und auch die philosophischen Vorlesungen bei Prof. Hans Heussler fanden in mir keinen rechten Widerklang, obwohl der Dozent sich besonders freundlich zeigte und mich mehrfach persönlich zu ermuntern versuchte. Viel anziehender war die Einführung ins Spanische, die mir durch den Romanisten der Universität, Prof. Soldan zu Teil wurde, eine schon aus der Gymnasial-Zeit bekannte Gestalt. Eine Neigung zum Spanischen war bei mir durch die Lektüre Grillparzers entstanden und ich ergriff die Gelegenheit, davon mehr zu erfahren, gleich im ersten Semester mit Begierde. Soldan verband die theoretischen Belehrung unmittelbar mit der Lektüre eines Autors: Cervantes' novela pjejar "la ilustre fuguena" war der erste Text, an dem wir uns übten. Sie begeisterte mich und ich bedauerte unendlich, dass es mir in der Folge unmöglich war, weiter bei Soldan zu hören. Doch hat jenes eine Semester dauernd bei mir nachgewirkt; ich bin immer wieder zu dem Versuch zurückgekehrt, der Sprache Meister zu werden und es ist mir nach und nach auch so weit gelungen, dass mir die Lektüre von spanischen Autoren eine dauernde Quelle freudigen Genusses geworden ist. Da freilich dabei Don Quijote das Centrum geblieben ist, hat mir einmal später ein Spanier bemerkt, wenn ich seine Sprache zu reden versuche, meine er immer, ein Buch aus dem 17. Jahrhundert zu hören.

Ueber all das ging aber der Eindruck hinaus, den ich von Heinrich Wölfflins Vorlesungen empfing. Wölfflin war damals daran, seine "Klassische Kunst" zu vollenden, das Buch, das ihn in die erste Reihe der Kunsthistoriker einrücken lassen sollte, und so befasste er sich in meinem ersten Semester auch im Colleg mit diesem Gegenstand. Dieses Colleg war nun aber keine Vorlesung, und auch keine schwungvolle Rede: es wirkte, wie das Selbstgespräch eines von seinen Stoffe erfüllten Mannes, der versuchte, sich vor jeder uns vorgelegten Bilderreproduktion Rechenschaft davon zu geben, wie sich die Bilderscheingung hier von der zuletzt betrachteten unterschied. Das geschah durch eine kurze Beschreibung, die zögernd vorgebracht wurde, aber so formuliert war, dass das Gesagte unmittelbar als das Wesentliche einleuchtete und dem eigenen Blick fassbar machte, was dieser mit verwirrtem Herumtasten an der Darstellung gesehen hatte. Es war, wie wenn das begleitende Wort den Schleier wegnähme, durch den man noch eben geschaut hatte. Dieses Wort musste so

und nicht anders lauten, wenn es das bewirken sollte; das spürte man schon beim Hören und fand es dann später im Buche bestätigt; als es erschien, fanden wir alle die Prägungen wieder, die uns so stark gepackt hatten. Die Bedeutsamkeit seines Inhalts wurde zunächst nur instinktiv fühlbar; aber allmählich wurde man inne, dass da Dinge zur Sprache kamen, die, so genau sie zunächst auf einen konkreten Gegenstand bezogen waren, das Verständnis für das Künstlerische als einer menschlichen Betätigung erleichterten. Darnach hatte ich mich lange geseht, denn die bildende Kunst hatte mich, im Kirchgarten und noch mehr im Museum, seit geraumer Zeit mächtig angezogen, ohne dass sich dazu ein Verhältnis hatte gestalten wollen. Sie hat ihre Anziehungskraft nie verloren und wenn ich auch nicht sagen kann, es habe sich dazu bei mir eine auf wahres Verständnis beruhende Beziehung entwickelt, so bin ich ihr doch näher gekommen und schulde Heinrich Wölfflin dafür, dass er das zu bewirken wusste, unauslöschlichen Dank. Ich weiß wohl, dass Das, was er mir bot, nur eine für ihn selbstverständliche Grundlage des Strebens nach seinen eigenen Zielen war. Das Vermögen freilich, zu sehen und sich dabei Rechenschaft nicht nur über das Gesehene, sondern auch über die Bedingungen des Sehens zu geben, das vermochte er mir höchstens auf Augenblicke zu verleihen, nicht zu dauerndem Besitz, aber eine Ahnung solcher Möglichkeiten hat er mir doch vermittelt. Wenn ich dies hervorhebe, so meine ich nicht, dass solche Rechenschaft bei Wölfflin nur eine Verstandesfunktion gewesen wäre, wie das seiner Lehre wohl nicht selten entgegengehalten worden ist. Wer ihn gehört hat, muss darüber ganz anders denken. Denn was da der Verstand in Worte zu fassen schien, das waren nur Anweisungen, die der den Menschen beherrschenden Empfindung näher führen sollten, ohne sie als solche preiszugeben und damit zu verschweigen.

Rechne ich noch das Colleg über die schweizerische Glasmalerei bei Prof. Albert Burckhardt-Finsler hinzu, das im Historischen Museum abgehalten wurde und eine vorwiegend technische Einführung war bot, so bestätigt sich mir die allgemeine Erinnerung, dass dieses erste Semester recht gefüllt war, aber für meine Zukunft als Jurist wenig verheissungsvoll, - unsoweniger, als sich noch zudem noch der Eintritt in den Zofingerverein und die Teilnahme an dessen Veranstaltungen stark in Anspruch nahm. Ich wurde erst zu Ende des Semesters aufgenommen, weil ich mein Eintrittsgesuch nicht gleichzeitig mit meinen Schulfreunden gestellt habe; aber schon während des Hospitiärens

nahm die Aussicht, der berühmten Verbindung angehören zu dürfen, die Gedanken stark in Anspruch und als das gegen Semesterende erreicht war und ich am ersten Zentralfest in Zofingen und an dem grossartigen gefeierten Heinrichskommers dabei teilnehmen durfte, trat alles andere zurück, denn von den jungen Fülren wurde viel und vielerlei verlangt. Ich will vom Zofingerverein später im Zusammenhang erzählen und lasse<sup>es</sup> deshalb hier mit diesen Andeutungen bewenden.

Die grossen Ferien nach meinem ersten Semester hatte ich nach dem vielen Erlebten zur Sammlung nötig. Diese ergab sich auf eine besondere Weise. Die Mutter fand es nötig, sie zu besserer Erlernung des Französischen zu benützen und so kam ich, zusammen mit einem Mitsöfinger, der das Medizinstudium begonnen hatte, als Ferienpensionär ins Pfarrhaus von Chardonne, oberhalb Vevey. Pfarrer Brossy hauste da mit seiner Frau und zwei kleinen Kindern, dazu lebte bei ihm eine Schwägerin, die in Russland institutrice bei grossen Familien gewesen war und als dritter Pensionär ein junger Rheinländer, der Kaufmann werden sollte und mit dem wir nicht viel anfangen konnten, schon weil er alles besser wusste; es ergab sich keine Freundschaft zwischen uns Jungen, wenn man ihn auch willig hinnahm. Er herrschte im Pfarrhaus, vom Hausherrn angeschlagen, ein heiterer Ton; wir suchten ihn mit unserm Radebrechen auch zu treffen und das gelang bald da der Herr Pfarrer einem guten Schoppen so wenig abgeneigt war, als wir, die wir uns freilich an das Ueberwiegen des Weines erst gewöhnen mussten. Wir verlebten glückliche Tage in dem kleinen Dörfchen, das mitten im Rebgebirge lag und die herrlichste Aussicht auf den grossen See und die Dent du Midi hatte. Bald zeigte sich, dass Herr Pfarrer Brossy ein leidenschaftlicher Bergfreund und geneigt war, uns auf seine Fahrten mitzunehmen. So wurde denn wochenlang eine Tour nach der andern unternommen, daß es sich bewies, dass wir beiden Schweizer etwas aushalten konnten. Die Ausflugsziele lagen meist in dem Grenzgebiet zwischen der Schweiz und Savoyen, das vom Unterwallis aus leicht erreichbar war. Nach einigen Probetouren wurde die Dent du Midi in Angriff genommen und als sich unterwegs Herr Pfarrer Brossy für die Besteigung der Cime de l'Estc, die als die schwierigste galt, hatte unsere Freude keine Grenzen. Wir gaben uns Mühe, sein Vertrauen zu rechtfertigen und das Unternehmen gelang ohne Zwischenfall, da sich alle Umstände als äusserst günstig erwiesen. Das Hochgefühl, das sich auf dem Gipfel überkam, ist mir noch gegenwärtig; es war da oben aber auch erheben schön, man vermeinte, unmittelbar über dem See zu stehen und in die Fenster

ter des Pfarrhauses hineinzuschauen, das doch so unendlich weit unter uns lag und so klein war, dass man es fast nicht auffand; und nach der andern Seite hin lag das höchste Gebirge aufgetürmt in glanzvollem Sonnenschein, mit verwirrend andern Formen als den gewohnten gestaltet und von einer Mannigfaltigkeit, die man nicht für möglich gehalten hätte, aber voller verlockender Pracht. Wir durften denn der Lockung auch folgen und weiter in diese Welt hineindringen, in wirklichen Clubhütten Quartier nehmen und mehrmals tagelang oben verweilen. Wo uns alle Touren hinführten, weisse ich nicht mehr, aber der Verlauf der Schönsten bleibt mir unvergesslich. Das Schöne daran war, dass sie mir glückte. Wir waren dabei nicht weniger als 14 Stunden ununterbrochen auf dem Weg. Als wir nach frühem Aufbruch eine erste Höhe, deren Erreichung geplant war, wirklich bestiegen hatten - lange vor der erwarteten Zeit - sah Herr Brossy einen scheinbar nicht allzufernen Gipfel klar aufsteigen, der ihn schon lange angezogen hatte, und kurz entschlossen trat brach er mit uns auf, den Zugang zu suchen, der nach der Karte der gegebene schien. Das erwies sich als ein Fehlschluss und ein Umweg erwies sich als geboten. Der führte aber in ein Gebiet, das die Karte nicht mehr bezeichnete, das aber zunächst zwar weit oben wegsam aussah. Doch standen wir dann plötzlich in einer grossen Mulde vor einem tiefen Absturz unter dem ein grünes Alptal heraufleuchtete, und seitlich schien kein Durchkommen nach der Höhe. Es war später Mittag geworden, die Aussicht, noch bei guter Zeit auf jenen Gipfel zu gelangen, war entschunden; es gab nichts als Umkehr, die uns zunächst arg enttäuschte, und auch die Kräfte tüchtig in Anspruch nahm. Zum Glück erlabte keines von uns und die grosse Anstrengung wurde schliesslich durch ein Erlebnis gelohnt, wie es mir grossertiger kaum je zu Teil geworden ist. Bei Sonnenuntergang erreichten wir auf einem Hochpass wieder unsere Spuren vom frühen Morgen und dieser Sonnenuntergang, dem wir bei der Wendung zur Passhöhe direkt gegenüberstanden, war ein Schauspiel von unerhört farbiger Pracht, das nicht enden zu wollen schien, sondern nachdem die Sonne wirklich unter dem Horizont gesunken war, auf den uns umgehenden Berghöhen wieder aufleuchtete. Wir vermochten uns kaum zu trennen, und doch musste das sein, denn bis zu gebahnten Pfaden war es noch ziemlich weit. Unter unserm geübten Führer erreichten wir sie aber sicher und nun ging es darauf endlos lang abwärts, wir beglückte lachten die letzte Strecke halb schlafend zurück und der Regen fing schon an zu grauen, als wir auf die der letzten Terrasse bei dem Wirthaus anlangten, dem wir zugestrebt hatten. Warum Herr Pfarrer Brossy dieses Ziel der Clubhütte von der aus wir aufgebrochen waren, vorgezogen hatte, weiss ich nicht.



mehr, aber dass der Stolz auf die vollbrachte Marschleistung und die Freude an allem Erlebten uns als wir nach Martigny nach gesundem Schlaf hinunterstiegen, alle andern Gefühle übersog, ist mir noch heute gegenwärtig; die Flüsse schmerzten zwar arg, aber die Stimmung war hochgemut, wie selten im Leben.

Die Berggemeinschaft, die sich bei diesen Touren zwischen uns hergestellt hatte, erhielt sich auch in Chardonne; wir Jungen verehrten Herrn Brossy, dem wir so Herrliches zu danken hatten und wir fühlten das: er mit uns zufrieden war. Das ausserte sich namentlich in unbefangenen Neckereien, die man ebenso unbefangen erwidern durfte, ohne fürchten zu müssen, dass man damit Autoritätsgefühle verletze; diese lagen seiner Schwägerin näher, die ernst genommen sein wollte, das ich aber die Bekanntschaft mir russischen Literaten verdanke und die unsere Sicherheit im französischen Ausdruck mit ihrem ausgesprochenen Lehrtalent stark zu fördern wusste, weil sie gewohnt war, die nötige Belehrung ausserhalb schulmässiger Ordnung zu vermitteln. Der Frau Pfarrer kam man weniger nahe, der Haushalt und die Kinder nahmen sie ganz in Anspruch und sie blickte oft sorgenvoll, wenn sich alle Andern dem Augenblick hingaben und taten, was sie mochten. Für mich brachte der Aufenthalt in Chardonne noch besondere Bedeutung da die solothurner Tante mit ihren jungen Töchtern zu einem Erholungsaufenthalt nach Montreux kam und mich häufig zu Besuchen einlud. Da durfte ich nun in einem vornehmen Gasthof ein- und ausgehen und einige Male aus das Konzert der Kammermusik hören, eines vollständigen Orchesters, das namentlich die zeitgenössische Musik pflegte. Ich bekam Werke von Richard Strauss zu hören, die mir zunächst unverständlich blieben, zur Enttäuschung der Tante; sie hatte davon grossen Eindruck, während es bei mir noch lange dauern sollte, bis ich den Zugang dazu fand. Die Diskussionen darüber sind mir als ein Beispiel dafür in Erinnerung geblieben, wie komplex das Generationenproblem ist. Es beunruhigte mich, dass die Ältere Frau zeitgenössische Musik als solche aufnehmen konnte, die einem Jungen wie mir als Verirrung vorkam, und es ging lange, bis ich merkte, dass meine Musikempfänglichkeit eben hinter der ihren weit zurückstand und dass mich zu keinem Urteil berechtigt sei. Das Gefühl innerer Unsicherheit, in die mich das erste Studiensemester versetzt hatte, und das sonst in Chardonne eher zurückgetreten war, wurde wieder mächtiger, und so kam ich zwar gründlich erholt, aber doch nicht in der mutigen Verfassung zur Fortsetzung meiner Studien auf Semesteranfang wieder heim.

Die folgende Zeit einlässlich zu schildern, hätte keinen Zweck, das sie keine Wendung brachte. Lieber versuche ich, meine Eindrük-



ke von der Persönlichkeit der Dozenten festzuhalten, mit denen ich in Berührung kam.

Friedrich Schulin hatte das Auftreten eines deutschen Offiziers, aber eines gutmütigen. Er war Frankfurter, als wir bei ihm zu hören anfangen, war er um fünfzig Jahre alt, wirkte aber mit seinem dünnen weissen Haar trotz frischem Aussehen eher als ein gealterter Mann. Das Ende seiner Lehrtätigkeit stand denn auch nahe bevor und man bemerkte oft, dass er leidend sei und um Atem ringen müsse. Darüber klagte er nie; es gab eine Pause in seiner Rede und dann ging es sie im gleichen Ton weiter, durchaus sachlich und schauerschauspiellos, ausgesprochen schulmässig gelehrt. Er bot seine Lehre als etwas durch lange Tradition Ausgebildetes und Gefestigtes dar, dem gegenüber Einzelbedenken stets als Verkenning des grundlegenden Gedanken erwies und sich durch die Besinnung auf diese erledigten. Wie weit er geistig selbständig war, liess sich nicht erkennen und ich habe davon nie eine Vorstellung erhalten; sie zu vermitteln, war er zu professoral, obschon er sich nicht schälmeisterlich gab, namentlich dann nicht, wenn man ihn zu dem damals noch üblichen Testatbesuch in seinem Studierszimmer am Weiherweg aufsuchte. Da wurde man mit freundlicher Liebenswürdigkeit empfangen und er erkundigte sich eingehend nach den Umständen des Besuchers. Doch kam keine Vertraulichkeit auf, die diesen ermuntert hätte, ihn über Hemmnisse und Schwierigkeiten des Studiums zu Räte zu ziehen. Dazu mag sein Zustand beigetragen haben. Der verschlimmerte sich bald, nachdem wir seine Vorlesungen überstanden hatten; er musste schon 1896 zurücktreten - wobei ihm der Ehrendoktor der Philosophischen Fakultät zu Teil wurde, was doch zeigt, dass seine wissenschaftliche Leistung allgemein Anerkennung gefunden hatte. Kurze Zeit darauf ist er dann gestorben.

Neben ihm vertrat das Pandektenrecht Prof. C. Chr. Burckhardt, bei dem ich noch das Familienrecht hörte, der aber dann infolge seiner Wahl zum Zivilgerichtspräsidenten die Lehrtätigkeit aufgab. Von ihm wird noch öfter die Rede sein. Seine Pandektenvorlesung führte uns weit näher an das geltende Recht, als die von Schulin, obwohl dahinter eine imponierende rechtshistorische Schulung lag, die man als viel weniger traditionsgebunden empfand, als die von Schulin. Dabei geriet man in seinem Colleg unter den Bann einer Persönlichkeit, als deren Wesen man bei grosser Liebenswürdigkeit tiefen Ernst und unbeugsame Strenge empfand. Dieser Mann liess es nicht bei Worten bewenden, er übte seine Strenge gegen sich selber. Uns trinkfreudigen Studenten machte es schon Eindruck, dass es hiess, er habe sich zur Abstinenz verpflichtet, um als Richter unangreif-

bar zu sein, wenn bei der Beurteilung eines Rechtsfalles der Alkoholismus einer Partei eine Rolle spiele; dabei wusste man, dass er sich am gesellschaftlichen Leben beteiligte und Abstinenz war damals noch gar nicht gesellschaftsfähig. Er führte sie aber für sich persönlich jahrelang durch, ohne sie Andern etwa in wenigsten in seinem Hause aufzuerlegen. Das war mehr eine Keuserlichkeit; man empfand aber, sobald man mit Professor Burckhardt in Berührung kam, dass man in eine Aera von Autorität eintrete, die kaum einem andern Menschen in gleicher Art umgebe. Dass das mit seiner Herkunft zusammenhänge, war nicht augenscheinlich; sein verehrens-würdiger Vater war noch am Leben und so viel Respekt seine Erscheinung herausforderte, - sie wirkte schon Keuserlich viel bequemer. Denn der Sohn war schon seiner Kleidung nach als etwas Besonderes zu erkennen. Die war von gewählter Eleganz, hatte meist eine ernste, feierliche Note, obgleich darin manchmal ganz unerwartet, wie eine Laune, eine lebhaftere Kravatte oder eine kecke Kopfbedeckung die Eleganz überwiegen liess. Burckhardt sah nicht aus wie ein Römer, sein Hofingercerevis "Lady" kennzeichnete sein Aeusseres unüber-trefflich, aber freilich nur für den oberflächlichen Blick. Sobald sich dieser schärfte, wandelte sich das Bild auf unerklärliche Weise, weil nun der Ausdruck des Gesichtes über der kargen aber straf-fen Gestalt und dem dünnen Halse zu wirken begann. Er wurde stark durch die Schmalheit des aufrechten Hauptes bestimmt, die auf edle Rasse deutete; ein dunkles Mal auf der einen Wange, das später durch Operation beseitigt worden ist, versuchte vergebens, Verzerrung zu erzeugen, man vergass es über den grossen dunkeln Augen, die unter starken Brauen lagen und über die sich lang bewimperte Lider in leb-haftem Spiel senkten und hoben. Senkten sie sich, so erschien ein schmerzlicher Zug und bei ihrer Hebung ein fragender, und die Augen konnten verloren starren, drohend, aber auch fröhlich aufblitzen, und sie beherrschten das ganze Gesicht mit der hohen steil aufstei-genden Stirn, der wenig langen geraden Nase, dem vollen Mund unter kurz geschnittenem Schnurrbart und der langen Kinnlinie zwischen kräftigen Kinnbacken. Sie waren das Eigentümliche dieses männlichen Gesichtes, sie liessen es als geisterfüllt erscheinen, und machten vergessen, dass es, mit Ausnahme der auffallenden Schmalheit, keine sehr ausgeprägten oder durch schöne Form ausgezeichneten Züge aufwies. Ich erinnere mich an Augenblicke, wo es mir jugendlich oder fast kindlich erschien und solche, wo es schautete, als sei ein es ein Totengesicht. In der Zeit unserer HErrerschaft freilich, war die Skala des Ausdrucke noch nicht zu sehen. Es stand das Bild eines Gelehrten vor uns, dem man das Erlebnis der Lehre und das Ringen um

sie anspürte; sein Blick war in Konzentration versunken. Die Stimme war voll und markig; sie drang einringlich und fest, prunklos und klar, wie es die eigene Klarheit eingab. Der Dozent imponierte uns, aber es dachte kaum einer der Hörer, dass es möglich wäre, in ein näheres Verhältnis zu ihm zu kommen; wir fühlten ihn hoch über uns. Da er bald von der Universität scheidet - wenn auch zunächst nur für wenige Jahre, - blieb dieses Gefühl bestehen, und es beherrschte mich noch, als er, ein Jahrzehnt später, in den Regierungsrat, damals meine vorgesetzte Behörde eintrat. Wie es sich dann wandelte wird später darzustellen sein.

Mit dem nicht-römischen Recht kamen wir zuerst nicht durch Prof. Andreas Heusler, die Leuchte der Fakultät, in Berührung, sondern durch Ulrich Stutz, der eben in Basel habilitiert worden war und über deutsche Rechtsgeschichte, und im Anschluss daran auch über deutsches Recht las. Das war auch ein Gelehrter, und er ist später in Berlin hoch berühmt geworden. Aber er war von ganz anderer Sorte, als Schulin oder Burckhardt, die im bisher in der Fakultät für uns im Vordergrund stehenden- gestanden hatten. Es war der lebensfremde naive Bücherwurm, oder erschien uns wenigstens so, der in der humoristischen Literatur spuckt und uns nun plötzlich lebendig entgegentrat. Durchdrungen von der Wichtigkeit seines Arbeitsgebietes, auf dem ihm Schritt für Schritt Entdeckungen zu gelingen schienen, überquoll er schon bei einem Antrittsbesuch des ahnungslosen Studicosus von Mitteilungen aus Bereichen, von denen die ser keine Ahnung hatte. Vergleiche ich freilich meine Erinnerung an die Persönlichkeit von Ulrich Stutz mit meinen Aufzeichnungen über seine Vorlesungen, so wundere ich mich über die straffe Ordnung, in der er seinen ungeheuern Stoff mitgeteilt hat, viel mehr, als über die Reichhaltigkeit der Hinweise auf Quellen und die verarbeitete Literatur; denn dass er davon unheimliche Quantitäten verarbeitet habe, das kam Jedem zum Bewusstsein, der mit ihm auch nur ein paar Worte gewechselt hatte. Dabei war ihm Alles immer gegenwärtig, alles ausser der Gegenwart selber, in der er sich verraten und verkauft fühlte, und über die er die merkwürdigsten Meinungen äusserte. Belehrend war er vor Allem durch seinen Mangel an Autoritätsglauben. Freilich, Andreas Heusler wurde nie heruntergerissen, aber wie viele berühmte Namen sonst! Wir wussten lange nicht recht, ob wir ihn ernst nehmen sollten, und als er einmal grossartig seine ganze Hörschaft in einem Gasthaus bewirtete, zeigten wir ihm das durch ein höchst unbefangenes Festspiel, in dessen Mittelpunkt die

"Chrens-Chruda" stand und so viel Wesen von sich machte, wie er von ihr; wir verstanden sie als bare Kruditt, die die unsere zu legitimieren vermöge, und zeigten damit deutlich, wie wenig wir ihn hatten folgen können. Ich weisse nicht, ob sich das Spiel noch erhalten hat. Aber viele Jahrzehnte später hat der Gute meine nähern Freunde und mich, die damals führend mitwirkten, als Mitglied der Preussischen Akademie der Wissenschaften und Wirklichen Geheimen Rat bei unserm Samstagsschoppen mehrmals aufgesucht und hat gerührt die Erinnerung an das herrliche Fest wieder aufgefrischt bei dem wir ihn in Grunde schon ~~schon~~ <sup>verehelicht</sup> hatten. Dass er einen ausserordentlich feinen Gelehrtenkopf besass, der eigentlich höchst anziehend hätte sein-können wirken und bei seiner Kameradschaftlichkeit uns hätte begeistern müssen, übersahen wir gänzlich; niemand aus meiner Zeit fand den Anschluss an ihn, um den er warb, vielleicht gerade darum nicht, weil das zu deutlich geschah. Und so wirkte seine Lehre zunächst auch nicht stark auf uns ein: man nahm sie als Prolegomena zur Vorlesung von Andreas Heusler über das deutsche Privatrecht. Erst später habe ich zu spüren angefangen, dass sie doch für mich etwas bedeutet hatte, nämlich eine Einführung in die Geschichte des deutschen und schweizerischen öffentlichen Rechts, zu dem ich, als ich es bei ihm hörte, noch keinerlei innere Beziehung gehabt habe.

Um nun Andreas Heusler! Ueber sein grosses Colleg ist schon so viel gedruckt, dass ich keine neue Schilderung davon geben möchte. Zu sagen, wie er auf meine Generation ge einwirkte, wird genung sein. Man fühlte sich bei ihm, wie bei einem gütigen aber grunds-ersten Grossvater, der den jungen Leuten grosses persönliches Interesse entgegenbrachte, der von Jedem wusste, wo er her kam und ihnen mit Vertrauen begegnete. Dass er ein berühmter Mann sei, der uns so entgegentrat, wusste man, aber seine Erscheinung liess nicht darauf schliessen. Sie war spartanisch einfach und oft salopp. Er pflegte graue Kleidung mit langen Rock zu tragen, die an dem dünnen Körper wie an einem Gestell hing, darüber bei kühlem Wetter einen alten Ledermantel und auf dem dünnen weissen Haar einen weichen schwarzen Hut. Die hagern Hände mit ihren knochigen Fingern kamen aus den Ärmeln eines "Jägerhundes" hervor, das an Heise unsichtbar blieb, wenn die Flastronkravatte sass, - was sie aber oft nicht tat. Besuchte man ihn, so kam man zwar in eine grosses herrschaftliches Haus, aber was man darin zu sehen bekam, war weit von allem Luxus entfernt. Er bewohnte es damals mit einer unverheirateten Tochter zusammen, seine Frau lebte schon lange nicht mehr, und seine Sohn lebte als Professor in Deutsch-

Viel mehr Distanz wahrte man gegen Andreas von Thur, der Schulins Nachfolger angetreten hatte, und von dem man sofort merkte, dass er in der Fakultät hohe Achtung genoss. Er kam aus Deutschland zu uns, war aber ein russischer Balte und es wurde von hohen russischen Beziehungen gemunkelt. Fremdartig genug erschien er uns freilich, eine gedrungene Gestalt mit einem langen bärtigen Gesicht und hellen grau-blauen Augen über einem breiten Munde, aus dem er in gewählten straff formuliertem Deutsch zu uns über das schweizerische Obligationenrecht redete; fremdartig war uns vor allem sein Gehaben: er hatte feinere Formen, als wir gewohnt waren, auch den Studenten gegenüber, man empfand ihn unmittelbar als einen Edelmann, aber nicht als eine so ausgesprochen städtische Figur, wie C. Chr. Burckhardt, sondern irgendwie als bärenhaft, und dies umso mehr, als er oft unversehens aus der Förmlichkeit heraustrat. So setzte er sich etwa mitten unter uns rücklings auf eines der Pulte unserer Bankreihe, was Stutz gewiss hilflos gemacht hätte, bei Thur aber als ganz ihm gemäss wirkte.

Abschnitt vor S. 16 Abschnitt 2.



land. Man wurde in den ersten Stock gewiesen und fand ihn da in einem Studierzimmer, dessen Fenster sich nach dem Garten öffneten, und worin fast alle Wände mit dicht gefüllten Bücherregalen bedeckt waren. Das Mobiliar war schauklos und auch über dem gar nicht grossen Schreibtisch waren zwar ein paar Stiche von Friedrich Weber zu sehen, aber keine andern Bilder, es sah alles nüchtern und geschäftsmässig aus. Darauf, dass Heusler auch ein grosser Musikliebhaber war, wies nichts hin, ich wusste davon durch meinen Freund Paul Speiser, aber selber habe ich Andreas Heusler von der Seite nicht kennengelernt. Er kannte meine Freundschaft mit Speiser, mit dessen Vaterhaus er durch Schwägererschaft nahe Beziehungen hatte, und ich glaubte zu spüren, dass das ein wohlwollen verstärkte; als ich in Deutschland mit Speiser zusammentreffen sollte, sagte er mir, dessen Vater und er hätten uns baldier Studenten dort nach Möglichkeit empfohlen, und wir mussten merken dann wohl, wie wirk- sam das gewesen sei. Mir war an seiner guten Meinung viel gelegen, nicht weil mich sein Fach besonders angezogen hätte (es war im Grunde zu früh an mich herangekommen, wie das Meiste meiner Anfangszeit); ich konnte aber seine Meisterschaft ahnen und es gab mich daraus eine herzliche Verehrung, die mir schon um seinerwillen Halt gab. Zur Würdigung seiner Bedeutung als Rechtslehrer kam ich erst später durch seine mit Übungen verbundene Vorlesung über Civilprozessrecht, in der ich für die erwachende Neigung zum Öffentlichen Rechte reiche Nahrung fand, ohne mir das Zusammenhanges zunächst recht bewusst zu werden. Viel später auch begann ich zu erkennen, in welchem Masse er durch eine lange Zeit die eigentliche Säule der kantonalen Rechtspflege gewesen und wie stark seine Mitwirkung das Gerichtswesen beeinflusste. Seine Autorität als Präsident des Appellationsgerichte war unerschütterlich, und wurde auch durch seine ausgesprochene Oppositionsstellung im Grossen Rat, wo zu seiner Zeit die Radikalen noch durchaus die Führung hatten, nicht gemindert. Er konnte da in den Verhandlungen sehr oft sehr scharf sein reden; freilich wusste Jeder, dass das in völliger Unabhängigkeit, auch seinen Gesinnungsfreunden gegenüber, geschah. Wie sehr er sich den Gesetzen unterordnete, davon erfuhr ich einmal ein Beispiel, das mir starken Eindruck gemacht hatte. Eine auch jetzt noch in der Gesetzessammlung figurierende Vorschrift von 1846 macht für hiesige Bürger die Annahme von Orden und auswärtigen Titeln von einer Bewilligung des Kleinen Rates abhängig. Als Andreas Heusler mit dem preussischen Orden pour le mérite ausgezeichnet wurde, die verliehene Dekoration mit einem Besuch um diese Bewilligung aufs Rathhaus brachte. Ich erinnere mich nicht, das

das später wieder erlebt zu haben; Heusler aber kannte das Gesetz und unterzog sich ihm auch auf die Gefahr hin, die Bewilligung nicht zu erhalten. Ueberhaupt ist mir erst lange nach meinem Studium der Geist des merkwürdigen Mannes eigentlich deutlich geworden. So liess die Rede, die er bei der Bundesfeier der Universität 1901 in der Martinskirche hielt, ein helles Licht auf die Triebfedern seiner Forschung: Wahrheitsdrang, Gerechtigkeitsinn und tiefste Verbundenheit mit dem Gemeinwesen, fallen und wurden mir zum unvergesslichen Ereignis, dessen Wirkung für mich der Kern des in jenen festlichen Tagen Erlebten geblieben ist. Diese Triebfedern hatten ja das Wirken Heuslers von jeher bestimmt, aber in jener Rede offenbarten sie sich bei einer Gelegenheit, bei der alle Welt auf das Wort der Universität, der geistig wichtigsten Einrichtung begierig lauschte, und sie offenbarte sich mit einer einfachen Selbstverständlichkeit, die zur Bewunderung hinriss und sich als - unerreichbares - Vorbild vor Eines erhob. Seine Gefühlswelt wurde sonst jedenfalls für die ihm nicht Nahestehenden kaum sichtbar; als Student habe ich ihn freilich einige Male bei Störungen aufbrausen sehen und da hatte mich die Veränderung seines Gesichtsausdruckes erschreckt. Aber einmal erlebte ich bei ihm weiche Rührung. An einem Juristentag traf er mit einem frühern Lieblingschüler, Nationalrat Dr. Brüstlein, zusammen, zog ihn an seinen Tisch, an dem zufällig auch ich sass und erging sich in Erkundigungen nach seinem Leben mit eigentlicher Zärtlichkeit, indem er ihm die Hand streichelte. Herr Brüstlein, der ganz andere Wege gegangen war, als ~~der~~ der alte "Andreas", war ebenso glücklich über das Zusammentreffen und gab das durch eine Fülle von lustigen Aussprüchen und Geschichtlein zu erkennen, so dass sich Heuslers Entzücken noch steigerte. Mitten im Festsaal blühte da ein Idyll auf, bei dem ich diesen von einer ganz <sup>neuen</sup> ~~anderen~~ Seite kennenlernte. Ich selber durfte nie in ein näheres Verhältnis zu ihm treten; in dem Gefühl, er halte kaum viel auf mich, machte ich auch keine Versuche dazu. Aber es hat mich stark bewegt, dass mir die Aufgabe zuviel, ihm nach seinem Tode den Dank des Gemeinwesens nachzurufen. Dazu hatte ich die Kanzle des Münsters einzunehmen und wusste unter der Hörerschaft meine Mutter; welche Gedanken mögen sich in ihr, die schon von meinem Vater her gewohnt war Heuslers Namen mit Respekt zu nennen und die von meiner Verehrung wusste, geregt haben! Ich glaube, ihren Stolz über die mir gewordenen Ehre und ihr Zittern vor einem Scheitern zu spüren, als ich sprach, und das mischte sich in meine Ergriffenheit, sodass ich alle Kraft zusammennehmen musste, um zu bestehen.



Nach unserem dritten Semester hielt es Prof. Speiser für zweckmässig, seinen Sohn auch deutsche Universitäten kennen lernen zu lassen und war damit einverstanden, dass sich einige Freunde dieses anschliessen. Sodurften wir zunächst Halle a./S. aufsuchen.

Bevor ich aber von den auswärtigen Semestern erzähle, habe ich des Militärdienstes zu gedenken, der zunächst die Sommerferien 1895 und dann ein paar Frühjahrswochen des Jahres 1896 in Anspruch nahm. Bei der Rekrutierung, hatte ich den Wunsch geäussert, wie mein Vater Kanonier zu werden, und das war mir gewährt worden. Es erfüllte mich mit Stolz, dass Oberst Schumacher, als er unsere Rekrutenschule inspizierte, bei der Nennung meines Namens gleich fragte: der Sohn des Wachtmeisters? Von den Anforderungen des Dienstes hatte ich beim Eintritt keine Vorstellung, aber ich war gesund und, wenn auch nicht trainiert, doch kräftig. Die körperlichen Leistungen, die verlangt wurden, machten mir denn auch keine Schwierigkeiten; sie fielen freilich bei den Kameraden, die an körperliche Arbeiten gewöhnt waren, ausgiebiger aus, als bei mir. Die "Theorie", die uns geboten wurde, verursachte auch kein Kopferbrechen. Aber die Disziplin machte mir ergebliche Mühe und wenn ich mich ihr endlich fügen lernte, so blieb für meine militärische Karriere immer noch meine Ungeschicklichkeit ein Hindernis, das sich als unüberwindlich erwies.

Zweier Mängel war ich mir schon lange bewusst gewesen: Es wollte mir keine Handarbeit gelingen, auch die einfachste nicht. Handarbeit war aber in der Kaserne gäng und gäbe, vor Allem das Bettaufräumen und die "Plankenordnung", so wurde das Auftürmen der nicht gebrauchten Monturstücke auf der über den Betten angebrachten Plank genannt, wo jeder Rekrut seine Hebeligkeiten vorschriftsgemäss gefaltet und zu einem Würfel geschichtet auf dem ihm zugemessenen Platz unterzubringen hatte. Es gab Virtuosen der Plankenordnung, denen sich jedes Uniformstück von selber in die richtigen Falten legte, auch der sperrige Waffenrock und die Stoffmasse des Mantels, und bei denen, wenn sie die so versorgten Stücke anlegten, nichts als die korrekten Spuren der Faltung sichtbar wurden. Meine Sachen hatten immer falsche, und die Wände meines Würfels wollten nie senkrecht aufsteigen; es wurde immer der Turm von Pisa daraus. Unzählige Male wurde der Bau vom inspizierenden Wachtmeister herübergegriffen, und ich musste froh sein, wenn er die zweite Besichtigung passierte. Auch das berüchtigte Mantelrollen geriet mir lange immer so schlecht, dass bei jeder Abfahrt auf gepackten Geschütz zu gewärtigen war, der Mantel auf seinem Tornister werde ein Donnerwetter über mich bringen. Ich habe es in

diesen Dingen während der ganzen langen Schule nicht annähernd zur Meisterschaft gebracht, gelangte aber wenigstens so weit, dass ich später in der Batterie, wo die Anforderungen nicht mehr ganz gleich hoch waren, zu bestehen vermochte. - Viel Schlimmer war der zweite Mangel: ich hatte kein instinktives Gefühl für links und rechts, und keine Übung vermochte es mir beizubringen. Meine Freunde spotteteten später gern, man merke das auch bei meiner politischen Haltung.

Als Zeus im Pflanzschulgarten den ungeborenen Seelen zur Probe kommandierte:

Rechtsam, linksam, wer kanns am Besten, Menschenkinder? und seiner Weisung alle folgten, mehr und minder," da war ich zwar nickider, der sich nicht rührte und nicht den Willen kundtat; ich drehte mich - aber ob dem Willen gemäss, war reiner Zufall. So kam ich für keine Auslese in Betracht. Dieses Gefühl beherrschte mich von Anfang an und die Erfahrung bestärkte es nur. Ich kann nicht ausdrücken, wie es mich gedemütigt hat; aber alle guten Vorsätze halfen mich mir nichts. Um einigermaßen durchzukommen, musste ich mich stets des Liedes erinnern: "Du Schwert an meiner Linken", und die Hand auf das Faschinenmesser legen, das das Schwert vertritt. Und auch das half gewöhnlich nur dann, wenn ich auf das Commando gefasst war. Es handelte sich offenbar um eine Abnormität, die mir angeboren war; ich war zwar kein ausgesprochenen Linkshänder, sondern gebrauchte schon als Kind für gewisse Verrichtungen die linke Hand, wieder für Andere ~~die~~ je nach Bequemlichkeit die linke oder die rechte, für andere die rechte - beide gleich wenig geschickt- und das tue ich noch heute.

Es zeigte sich dann überdies, dass ich zum Richten des Geschützes nicht fähig war, weil mir stets das Ziel verschwamm, wenn Visier und Korn gefasst waren. Erst viele Jahre später wurde an meinen Augen ein Anisotropismus festgestellt, der das erklärlich machte und der sich leicht hätte korrigieren lassen. Dieser Mangel trug dazu bei, meinen Mut zu dämpfen. So entschloss ich mich bald, auf all Aspirationen zu verzichten, die eigentlich von mir erwartet worden waren, und die man bei einem Studenten natürlich gefunden hätte. Das kostete mich viel. Aber der Entschluss hatte auch sein Gutes. Während die Armes nicht an mir verlor, gewann ich durch das Verweilen bei der einfachen Mannschaft Kontakt mit ihr und erfuhr dabei viel über ihre Art und Denkweise. In der basler Batterie 28, der ich nach der Rekrutenschule zugeteilt wurde, befand sich unter den Kanonieren, die ohnehin keine grosse Masse bildeten, viele solide und kenntnisreiche Handwerker; die Unteroffiziere, mit denen

man eng zusammenlebte, wussten einen eifrigen Körpergeist zu wecken. Auch unter den im Ganzen rauheren Trainsoldaten fanden sich manche gute Kameraden und die Mannschaft gewöhnte sich umso leichter an das "Herrenbüblei" als es in der Batterie nicht allein stand; denn ein paar andere Studenten, darunter mein Freund Hans Burckhardt hatten, wenn auch nicht unter gleichem Zwang wie ich, ebenfalls auf eine Offizierskarriere verzichtet, und sie hatten verwandtschaftliche und alte freundschaftliche Beziehungen zu mehreren Jägern der Unteroffiziere, die dann auch mir zu Gute gekommen sind. Nicht etwa durch irgendwelche Bevorzugung, aber durch kameradschaftlichen Verkehr ausser Dienst; als eine Bevorzugung empfand ich später die ganz unvermutete Beförderung zum Gefreiten, die ging aber vom Batteriechef aus und war durch die Rücksicht auf meine Civilstellung veranlasst (ich hoffe, mit dieser Veranlassung den Batteriechef nicht undankbar zu diskreditieren). Dass mich der Grad für die Regel des Wachtdienstes entlohnte, empfand ich freilich als kostbares Privileg.

Zur Rekrutenschule hatten wir in Bière einzurücken; das Oertchen liegt in einsamer Gegend nördlich von Lyon auf einem Hochplateau am Jura und bot ausser der Kaserne so gut wie nichts. Aber am frühen Morgen die Allmend vor der Kaserne zu betreten und den Montblanc im Frühlicht mit seinem unendlichen Wechsel zu schauen, das war bei dem schönen Wetter, das uns meistens vergönnt war, ein erhebender Genuss, der für mich die Zeit der Rekrutenschule im Rückblick immer noch als eine Glanzzeit erscheinen und alles Widrige zurücktreten lässt. Das Widrige lag nicht allein an mir selber. Ich hatte das Mäsgeschick, unter die Fuchtel eines Unteroffiziers zu geraten, der mich durchaus nicht leiden mochte und dem es ein Vergnügen machte, mich zu chikanieren und damit meine Unsicherheit noch zu vermehren. Was ich über sein späteres Verhalten erfahren habe, macht mich gewiss, dass ich ihm nicht Unrecht tue, und machte mir in der Folge leicht, mich seinen Anbiederungsversuchen zu versagen, die er unternahm, als er bemerkte, dass ich unter den Kameraden nicht ohne Ansehen sei. Seine Behandlung erschwerte mir die Disciplin unendlich, und ich erinnere mich noch wie heute eines abendlichen Auftrittes im Schlafsaal, wo ich ganz nahe daran war, mich gegenüber seiner schändlichen Reizung zu vergessen. Dass der Vorfall mir eine Strafe eintrug, verstand ich wohl, aber ich empfand auch ihr Mass als Ausdruck gerechten Schutzes; der Kommandant musste gekränkt haben, dass der Fehler nicht allein an mir lag und ich blieb für eine Weile auch unbehelligt, bis das Uebelwollen wieder neue Formen, sich zu betätigen, gefunden hatte. All das ist mir

nicht aus dem Gedächtnis entschwunden, weil es das erste Mal war, dass ich dem Missbrauch von Macht ausgesetzt war; ich darf sagen, es sei auch das einzige geblieben. Was etwa später schwer zu tragen war, hatte nie den Charakter, auch dann nicht, wenn ihm Uebelwollen zu Grunde lag. Aber damals hatte ich Gelegenheit, die Erscheinung wie einen Schulfall kennen zu lernen; die dem Bedrückter verlebene Macht war ja gering und für nicht im Grunde nicht sehr bedrohlich, doch minderte das die Empfindlichkeit einer Aeusserung nicht, und dass diese persönliche Erfahrung bei mir haften blieb, dem glaube ich für die Ausübung meiner spätern Befugnisse viel zu verdanken.

Im Uebrigen machte mir der Dienst Freude und das Leben in freier Luft war auch körperlich wohltätig. Höhepunkte waren für mich die Fahrschul-Übungen auf der weiten Allmend, wozu es galt, sich im Holtergepolter des Trabs oder gar Gallopps auf dem Geschütz zu halten, und von denen man danach mit förmlichen Siegergefühlen nach der Kaserne zurückfuhr. Die Geschützschule freilich war nicht gleich erhebend; aber wie gespannt sah man nach den langen ersten Wochen dem Schiessen entgegen und wie erregend waren die ersten Schüsse, die das eigene Geschütz abgab, und bei denen es nun wirklich manchen Meter weit zwischen uns zurückrollte. Die Wirkung des eigenen Schusses zu beobachten, hatte man keine Zeit, da musste das Geschütz wieder in Stellung gebracht werden; aber bei den Batterie-nachbarn liess sich das Schauspiel verfolgen. Den Abzugriemen in die Hand zubekommen, machte mich stolz, wenn das auch weniger bedeutete, als die exakte Richtung; aber auch zu der bescheideneren Funktion kam ich selten, meist war ich #23" Geschosszuträger; da war nicht leicht etwas zu versehen.

An den Sonntagen gab es gewöhnlich Urlaub, der zu Streifzügen im Saadland Gelegenheit gab, und den grossen Urlaub in der Mitte des Dienstes durfte ich mit einigen Kameraden zum Besuch der Landesausstellung in Genf benützen. Aus dem verwirrenden Reichthum des da Vorgeführten ist mir das Schweizerdorf, das das allgemeine Entzücken erregte, blosser in Erinnerung, als die Bilder von Hodler, die da zu sehen waren. Sie beschäftigten <sup>den</sup> Wölflin-Hörer aufs Mächtigste; dass er damit zunächst nicht zurecht kommen konnte, war gewiss nicht verwunderlich. Es trat ihm da eine Erscheinung von hohem Range entgegen, eine Erscheinung von ganz anderer Art, als alles bisher Gesehene und Bewunderte, und das empfand er sogleich, aber weder ihre zu wollen schien, waren ihm erkennbar. Bis das einigermaßen erreicht Voraussetzungen noch der Grund der Wirkung, die sie auf ihn ausübten war, sollte es noch lange dauern, aber den Grund zum Verständnis haben doch die Eindrücke von den Bildern der Landesausstellung gelegt,

unter denen sich neben den neuesten auch einige frühere Werke des Malers befanden; in diesen war wenigstens zu sehen, dass der neuesten Gestaltung eine Vorstufe vorausgegangen war, die Bekanntem näher stand und in denken sich das Neue doch schon anzukündigen schien. Das Interesse an dieser Kunst war ein dauernder Gewinn, ein sehr unerwarteter, meiner ersten Militärzeit; die Ereignisse sorgten dann bald dafür, dass es nicht erlosch. Neben Hodler machte mir übrigens Cuno Amiet Eindruck; aber nicht gleich stark, weil mir die Verwendung der Farbe, die ihn sichtlich in erster Linie beschäftigte, fragwürdiger vorkam, als Hodlers Formwille.

Der zweite Teil der Rekrutenschule ist mir mit Ausnahme des "grossen Ausmarsches" nicht sehr recht gegenwärtig; ich weiss noch, dass sich damals mein Entschluss, auf das Aspirieren zu verzichten, festigte und dass ich mich in das mechanische Mitmachen eingewöhnte, das damals den Ansprüchen genügte. Eine Zeitlang wie ein Herdentierlein zu leben, ohne jede Verpflichtung zu selbstständigem Tun, bei regelmässiger, wenn auch frugaler Ernährung (die sich schon mit dem Solde, so bescheiden er war, in der Freizeit ergänzen liess), erwies sich jedesmal wenn es vorüber war, als eine gründliche Erholung, und so war das Bevorstehen eines Wiederholungskurses später jedesmal etwas Kräftliches, unsosehr, als ich die Dienstkameraden der Batterie immer gern wiedersah, die mir sonst selten begegneten. Noch vor kurzem habe ich mit Kühlung in einem Gang des Bürgerspitals einen alten Trainsoldaten getroffen der seinen Krankenwagen auf mich los steuerte, um mich im alten Ton zu begrüssen. Ihm war schon vor Jahren ein Bein amputiert worden, aber er erzählte munter, das habe ihn bisher nicht vom Radfahren gehindert und er hoffe, nach Behebung der augenblicklichen Störung seine Beschäftigung wieder aufnehmen und sein Rad wieder besteigen zu können. Er wusste mehr von meinem Leben als ich von seinem, und schilderte, wie er da und dort meine öffentlichen Auftreten auf ihn gewirkt habe, dabei Anlässe berührend, deren ich mich kaum erinnerte, aber voll Freisut und Wohlwollen. Freilich gab es auch Dienstkameraden, mit denen mich mein Amt häufig in Berührung gebracht hat; ich fand die namentlich in der Feuerwehr wieder, in deren Offizierscorps alte Kanonierunteroffiziere stark vertreten waren und mit meinem Feldweibel Wilh. ~~Feninger~~ Feninger, der jahrelang Feuerwehrkommandant gewesen war, durfte ich eng zusammenarbeiten.

Wie weit sich das durch den Militärdienst erzeugte Gemeinschaftsgefühl in unserm Volke heute noch erhalten hat, weiss ich nicht;

mir sind seine wohltätigen Wirkungen im spätern Leben immer wieder entgegengetreten. Wohlthätig waren sie mir darum, weil ich verspürte, wie jenes Gefühl mich trug, so wenig ich im Dienst bedeutet hatte. Es umfasste auch unsere Offiziere, obwohl diese zu meinen Zeiten der Mannschaft ~~viel~~ <sup>viel</sup> ferner standen, als sie es heute zu sein scheinen, und obwohl die Mannschaft ausgesprochen demokratisch dachte und sich nur durch Tüchtige imponieren liess. Ein Offizier, der einmal auf einem kalten und nassen Marsche einem Trainsoldaten die Schnapsbuddel, die er verstohlen hervorgezogen hatte, ausleerte, und bald darauf einen Schluck aus der seinen nahm, hatte bei der Mannschaft mit diesem Vorfall verspielt.

Die eigenartigste Offiziersfigur, die ich erlebte, war neben dem originellen Batteriarzt Dr. Charles Socin, der voll Galgenhumor, mit schiefem "Kriegshut" - so nannte er sein Käppi - auf seinem kleinen Araber-Biggär daher trabte und Witze machte, von denen jeder einschlug, war mein erster Batteriechef, Hauptmann Georges Passavant. Schon in der Rekrutenschule war er, noch Oberleutnant, mein Batteriechef gewesen, aber erst als er selbständig zu führen hatte, lernte man ihn recht kennen. Er wirkte als Überlegener, strenger, aber um die Mannschaft besorgter Führer, zu dem man Vertrauen hatte, schon weil man merkte, dass er sich von oben nicht gern dreinreden liess und weil er ohne jede Präntention war; alles Aussenere war ihm gleichgiltig, sein eigenes in einem Masse, über das man sich gelegentlich wundern musste. Es war ihm gleichgiltig, wie abgetragen sein Waffenrock war und das Schlagband seines Säbels aussah, und wie stark seine Erscheinung von seinen schmucken Leutnants abstach; aber wenn die Offiziere vom hohen Kommando zur Kritik befohlen wurden, übertraf sein Galopp zur Sammelstelle jeden Andern an Eleganz und Sicherheit, und man freute sich, wie er regelmässig sichtlich befriedigt zurückkam. Er ist später noch hoch hinauf avanciert, lebt heute noch - immer ein wenig seltsamer Kauz - von dem seine Frau, als ich ihr nach Jahrzehnten bei einem Kuraufenthalt <sup>begegnete</sup> immer als "dem" Herrn Passavant ~~redete~~, und dem zu begegnen mir immer Freude machte. Sein Nachfolger, der längst tot ist, hatte längst nicht so viel freie Eigenart; ihm folgte dann einer meiner Jugendfreunde, der durch Heirat mein Vetter wurde, eine glänzende Figur von anderer Art; aber ich schied unter seinem Kommando aus der Truppe bald aus. -

Damals, in der Rekrutenschule, bildete der grosse Ausmarsch, da



der Schulkommandant leitete, den vorläufigen Abschluss der Dienstzeit. Es ging in den Jura, in die Gegend des Lac de Joux, und zeichnete sich durch fast ununterbrochenen Regen aus; es wurde erst wieder Hell am Himmel, als wir zurückkamen, und die wundervolle Gegend blieb während der ganzen Dauer im Nebel, sodass man kaum wusste, wo man war. Die grossen Momente waren daher immer die, wo man endlich unter Dach kam, primitiv genug freilich, und die Kleider hatten nie Zeit völlig zu trocknen. So war das Interessanteste, was es zu erleben gab, immer ein Herdfeuer; und an Eines erinnere ich mich besonders: da gab mir bei seinem Licht ein Feilenhauer einen Begriff von seinem Handwerk, von dem ich nichts gewusst hatte und erläuterte den Gebrauch seines seltsamen Werkzeugs, mit dem er so viele verschiedene Rillen und Rankungen auf den Klingen zu erzeugen vermochte. Das Handwerk war schon damals in der Schweiz selten, in jener Gegend wurde es noch häufig geübt und ich habe die Geschicklichkeit, die mir der freundliche Meister bewies, wie Alles, was mir unsugänglich war, höchlich bewundert, vor Allem aber <sup>vergasse ich nie</sup> wie er seine Lehre schilderte und die Zeit, die er bis zur völligen Beherrschung des Faches gebraucht hätte habe, und wie man ihm das Bewusstsein seines Könnens anerkte. Werd' ich es dazu auch einmal bringen? Das war eine Frage, die mich oft mit Bangen erfüllt hat, und die sich damals unter ungewöhnlichen Umständen besonders eindrücklich vor mir erhob.

Zunächst trat sie freilich bald wieder zurück. Das Studentenleben ging durch den Winter hindurch weiter, und nach dem ersten Wiederholungskurs folgte gleich die erste Ausreise in die Fremde. Die Freunde, mit denen Th. Stachelin und ich zusammen, leben sollten, Lucas Riggerbach, mein Vetter, und Paul Speiser waren schon vorausgefahren, und wir sollten sie eingewohnt treffen. Wir aber durften zunächst nach München fahren und uns dort umsehen; die andere Route, über Heidelberg und Frankfurt, hatte ich schon als Knabe kennengelernt und die Pinakothek war eine unwiderstehliche Anziehung. Sie bewährte denn auch ihre Zauberkraft so stark, dass daneben bei diesem ersten Aufenthalte wenig Anderes aufkam, so etwa die Schackgalerie, wo der heinsische Böcklin fremd und wieder vertraut wirkte und das kunsthistorische Interesse durch Kopien geliebter Bilder noch mehr angespannt wurde, das Residenztheater, wo Figaro zu hören war, und das Rokoko von Nysphenburg. Für den vollen Genuss der Glyptothek fehlten mir die Voraussetzungen, auch in der Neben Pinakothek wurde ich nicht warm. Aber in



der Alten spürte ich bei aller Verwirrung, die die Fülle des Gebotenen anstiftete, doch sehr stark, dass Wölfflin bei mir etwas erreicht habe, was mir vorher gefehlt habe, - sowenig es gewesen sein mochte. Eine Empfänglichkeit für Werte, die mir unvermutet entgegenstraten, hatte sich entwickelt, und ich merkte bald, dass mich mein Gefühl nicht immer täuschte, so oft dies noch geschah (und geschieht), und so viel mir noch entging. ~~Die Stärkeverhältnisse~~ ~~schon in den ersten Tagen~~ ~~der~~ Trennung den verehrten Lehrer, und wie schmerzlich war mir der Gedanke, ihn nun längere Zeit nicht mehr vernahmen zu dürfen! Das Bedauern darüber steigerte sich in Halle noch, als ich dort bei dem Kunsthistoriker Rudolf Kautzsch in eine ganz andere Kunstgeschichtliche Atmosphäre geriet, als die Wölfflins. Kautzsch stand damals am Anfang seiner Laufbahn, und ihn beschäftigten Probleme, die von denen Wölfflins weit ablagen; er las über spätmittelalterliche Buchillustration und es war ihm besonders an der Unterscheidung der Schulen und der Meister gelegen, wobei er sich als sehr feinfühlig und sehr kritisch erwies. Heimlich berührte mich, wie der Aufenthalt Dürrers in Basel discutiert wurde, ich bekam dabei zu ersten Mal von den unstrittenen Holzschnittzeichnungen zum Ritter von Thurn etwas zu sehen. So wenig ich mich in die Methode der Betrachtung finden konnte, die schon mit der starken Berücksichtigung der wissenschaftlichen Literatur von der mir gewohnten auffallend abstach, so dankbar bleibe ich für die Herstellung der ersten Beziehungen zur Graphik, die mir bis dahin mit allem ihrem Reichtum fast öllig unbekannt geblieben war; ich sollte erst später erfahren, wie wichtig sie auch für Wölfflin sei. Eine Ahnung davon hatte uns freilich schon damals kommen können; denn ich erinnerte mich wohl, an die Lebhaftigkeit und Teilnahme, mit der Wölfflin jeweils auf die graphische Wiedergabe von Bildern einging, wenn er Werke der Malerei nicht in Photographien vorführen konnte.

Im Einzelnen zu schildern, wie wir München abgrasten, ist überflüssig. Es waren gefüllte Tage; sie führten mich sogar in eine Künstlerwohnung, da ich an den solothurner Maler Wilhelm von Vigier empfohlen war. Doch ergab sich dabei kein romantischer Eindruck, und ich hatte nicht das Gefühl, bei dem Besuch brilliert zu haben, so freundlich ich aufgenommen wurde. Vielleicht war den Gastgebern spürbar, dass die wohlgeordnete Hauslichkeit bei mir Illusionen zerstört hatte. Ich war eben noch sehr jung.

In Halle fanden wir dann die Freunde vor und bezogen das von ihnen vorbereitete Quartier in einem stillen und nüchternen Strasse. Unser Hauswirt war ein dünner Schneidermeister, der eine grosse Wohnung gemietet hatte und die Mehrzahl der Zimmer zur Beherbergung der Studenten benutzte. Wir wurden da gut aufgenommen und lebten mit der Familie, die unsere Zimmer in Ordnung hielt, auf freundlichem Fusse. Das Abendessen pflegten wir uns zu Hause selbst zuzubereiten, am Mittag assen wir in den "vornehmen" Reichshallen, wo es für weniger als eine Mark eine Mahlzeit gab. In Universitätsviertel schien alles Leben auf die Studenten eingestellt, aber man merkte bald, dass die Stadt nicht nur Universitätsstadt war, sondern auch eine bedeutende Industrie bestand, wie in Basel, nur lärmiger und rauchiger. Von der Salzgewinnung war mehr die Rede, als für <sup>unser</sup> erkennbar. Fremdartig aber anziehend war die langsam fliessende Saale mit ihrem regen Bootsverkehr und der nahe aufragende Giebichenstein und das Stadtbild selber, hinter dem sich keine Berge erhoben und in dem vielerlei Mittelalterlichen im Begriffe war, Neuem zu weichen, das teilweise öde, teilweise prunkhaft wirkte, aber nicht recht imponieren ~~konnte~~. Im Universitätsgebäude <sup>stand</sup> ~~stand~~ die Pracht der Hallen und Gänge in einem seltsamen Gegensatz zur Nüchternheit der Hörsäle, die freilich vielfach weit grösser waren, als die uns vertrauten.

Wir vier Basler hörten die meisten Vorlesungen gemeinsam. In Vordergrund stand für uns Rudolf Stammeler; daneben hörten wir bei Heck Handelsrecht, bei Löning Völkerecht. Wir wollten bei Heck auch die handelsrechtlichen Übungen besuchen und der Zufall wollte es, dass Heck eine der ersten Fragen an einen von uns richtete und sich, als da er nicht Bescheid wusste, an den Nächsten wandte, der ebenfalls versagte. Wir mussten Auskunft geben, dass wir noch kein Handelsrecht gehört hätten, und da wurden wir belehrt, wir blieben besser weg, zum sichtlichen Gaudium der Hörerschaft. Dafür hatten wir uns zu gaudieren, als beim gleichen Dozenten die Lektüre des Sachsenspiegels begonnen werden sollte und ein bejahrter deutscher Student aufgefordert wurde, die Eingangsworte vorzulesen; ich höre noch, wie er buchstabierte: "Ori-chines wissa-gete" und ratlos stecken blieb. Uns war es ein Leichtes, zu verstehen, dass da von der "Weissagung" eines Origines die Rede war (Origines wissagete). Eine Unbehilflichkeit vieler Norddeutscher, die uns sehr verwunderlich erschien, trat uns da zum ersten Male entgegen. Auch recht gebildete Leute schienen keine Vorstellung davon zu haben, dass

deutsch nicht immer so gelaute habe und nicht überall so laute, wie sie sprachen, und waren weder fähig noch geneigt, sich für andere Sprechweisen zu interessieren. Ich erinnere mich einmal in Berlin ein wehres Staunen erregt zu haben, als ich von Reuter Stromtid erzählen wollte; das sei doch ein unlesbares Buch, das sei ja wie Französisch, hiess es - denn auch das Französische erschien Vielen unzugänglich, und bekanntlich, das Deutsche das selbstverständlich allein Richtige. Wir waren es anders gewohnt, und solche Erfahrungen machten nachdenklich.

Die in Halle gehörten Collegien empfand ich als eine Fortsetzung der Baseler auf neuen Gebieten und ich kann nicht sagen, dass ich mich dadurch sehr gefördert gefühlt hätte. Nur was Rudolf Stammier bot, war mir tief eindrucklich. Er hielt Handextenübungen ab und leitete diese meisterlich, so dass man das Gefühl bekam, es lasse sich mit der Lehre etwas anfangen; das war mir bis dahin nicht recht aufgegangen. Die Hörer wurden aufgefordert, den Dozenten unbedenklich aufzusuchen, wenn ihnen eine Aufgabe Schwierigkeiten bereite. Ich hätte oft hingehen müssen und einmal tat ich es auch. Ein paar Worte zogen den Schleier fort: die Schwierigkeit war natürlich gar nicht da, sondern mein Gedankengang, der sich aufgetürmt hatte, war unklar gewesen; das beschränkte sich so, dass ich den Gang nicht wiederholte. Ich sah in den Übungen langsam, dass fast Alles davon abhing, ob man das Problem richtig stelle; ein Satz, der später auch den Hauptgewinn der zivilprozessualischen Übungen von Andreas Meusler bildete, - auch der wies immer wieder darauf hin, und der mir noch später, beim Abschluss des Studiums entscheidend zu Hilfe kam.

Noch stärker als Stammiers Übungen wirkten auch mich seine einstündige Vorlesung über Rechtsphilosophie. Mir fehlte zwar jede philosophische Ader; weder bei Hans Meusler, noch bei Karl Joël hatte sie sich zeigen wollen, trotzdem Joël das erste Colleg, das ich bei ihm hörte, so verführerisch mit den Worten begonnen hatte: die Philosophie ist ein Hornröschen. Aber diese Vorlesung schien mir nicht philosophische Theorie zu bieten, sondern Orientierung über Wesen und Funktion des Rechts und den für das aktuelle Leben wichtigen Streit hierüber. Stammier hatte vor Kurzem sein berühmtes Buch über "Wirtschaft und Recht" herausgegeben. Unter dem Eindruck der Vorlesung arbeitete ich das Buch durch - es war das erste Mal, dass ich bei einem solchen Unternehmen nicht erlahmte, - ich darf

wohl sagen, mit bleibendem Wert nicht nur für den werdenden Juristen, sondern weit darüber hinaus. Wohl war mir das Schluss-ergebnis schon damals bedrückend, dass es absolut gültigen Rechtsinhalt nicht geben könne und dass praktisch alle Rechtsfindung zuletzt auf einen Gewissenskauf hinauslaufe. Aber schon was über die Aufgabe des Rechts gelehrt wurde, klärte mir so unendlich vieles, dass ich noch heute nicht weisse, wie ich ohne diese Hilfe ein Jurist hätte werden können. Idealismus war mir instinktiv sympathisch; aber erst bei Stammler habe ich erfahren, dass das etwas ganz anderes, als das Geahnte sei, und dass die geistige Freiheit, die er gewährte, zugleich strenge Selbstdisziplin voraussetzte, also das, was mir am Allermeisten fehlte, und was ich wohl nie erreichen sollte. Soweit, dass ich gleich ernstlich versucht hätte, sie mir zu erwerben, reichte freilich der Bann von Lehre und Buch nicht aus; aber das Bewusstsein davon, dass sie auch für mich eine Forderung sei, verdanke ich ihm doch.

Wir vier Freunde verlebten das Semester in Halle ungefähr mit gleichem Arbeitseifer, wie die Voreingegangenen; das Studium war entschieden die Hauptsache, aber Zerstreungen fehlten uns nicht. Durch Empfehlungen hatten wir gute Beziehungen zum Hause von Prof. Fehling hergestellt, dessen Tochter mir von Basel her bekannt war, und eine gute Freundschaft mit dem noch studierenden Söhnen von Prof. Kautzsch, dem Theologen, wie und mit ihrem Kreis hatte noch mehr Bedeutung für uns. Die führten uns ins deutsche Studentenleben ein. Der Kreis bestand meistens aus Theologen, die einer "nichtschiegenden" Verbindung angehörten, und uns Ratschläge gaben, um uns vor Konflikten mit dem Ehrenkodex zu bewahren. Der war damals noch mächtig, viel mehr jedenfalls, als bei uns zu Hause, auch an einer so grossen Universität, wie es Halle für unsere Begriffe damals schon war, deren Studenten offensichtlich recht verschiedene Gesellschaftsschichten angehörten (freilich kaum dem Proletariat). Wir kamen aber ohne Anstoss durch. Die Hallener Freunde machten uns mit den Freuden bekannt, die die Umgebung der Stadt den Studenten boten, mit der Romantik der See-Fahrten Gielichenstein und der Mannigfaltigkeit der Biere, die in der Nachbarschaft gebraut wurden. Für fast jede Sorte wurden besondere Trinkgefässe benutzt, weisse Glasportale (wie kleine Aquarien) für das Weissbier, ausgepickte Holzkrüge für das "Ziegenhainer", und wieder andere für die in der Gegend besonders berühmte "Gose". Was das für ein Getränk war, weisse ich nicht

mehr - die Freunde waren nahe daran, es für Meth zu trinken, man genoss es mit Begeisterung, aber es schmeckte uns abscheulich. Die "Weisse" war am Billigsten und Ausgibigsten, wurde aber, wenn es nicht arg heiss war, nicht sehr geschätzt, sie war leicht säuerlich. Ziegenhainer dagegen, das einem zunächst abstiesse, - ich habe in Erinnerung, dass es wie eine Art Käse roch und schmeckte, - begann uns bald zu munden, und wir brachten alle einen Krug mit heim. Auf einem kunsthistorischen Ausflug, den wir an Pfingsten unter Rudolf Kautzsch nach Naumburg, der Wartburg, Coeslar und Hildersheim unternahmen, war dieses Bier manchem Teilnehmer das grösste Erlebnis, es gab dort herum, namentlich in Hildersheim, besonders gutes Ziegenhainer und es wurden daran Feinheiten entdeckt, die sonst nirgends zu finden seien. Was wir da aber zu sehen bekamen, nahm uns ganz gefangen; da war ja das frühe Mittelalter noch ganz anders lebendig, als in Nürnberg, das wir auf der Reise besucht hatten, und von der Macht und Würde romanischer Bauten und Denkmäler erhielten wir Gotik-Gewölbten einen ersten hohen Begriff. Wir sind solchen in der Folge an den Sonntagen auch in der nähern Umgebung von Halle nachgegangen, wie denn die von Halle aus erreichbaren Kunstschatze Deutschlands begierig aufgesucht wurden, soweit es uns unsere Mittel gestatteten. Insbesondere hat mich Dresden bezaubert, die Stadt und noch mehr die Gemäldegalerie. Holbeins Moretto, die Venus von Giorgione, und dann die Krone von Allem, die Sixtina, vor die uns Wölfflin im Colleg und in seiner unvergesslichen Antrittsvorlesung geführt hatte! Welche Beziehung hatte das erschaffen, welche Erwartungen erweckt, die ich nun noch übertroffen fand! Der Gedanke, dass dieses Bild aus dem Gesichtskreis der alten Kunstwelt entrückt bleiben könnte, wird mir je länger, je unerträglicher, besonders seit ich erfahren habe, dass für mich der Gauber der klassischen Kunst mit zunehmendem Alter seine Wirkung keineswegs verloren hat, dass er im Gegenteil noch wunderbarer ist, weil sich mir auch anderes voll erschlossen hat.

es ist nicht von Ungefähr, dass sich in diesen Schilderungen die Biere und die Kunst auf dem Grunde der Juristerei so unüblich gesellen, das bezeichnet vielmehr, die Stimmung dieses hallischen Semesters. Bei meinen Freunden hatte die Juristerei die Führung stärker als bei mir, bei dem die sehnsuchtsvolle Sehning zur Beschäftigung mit der Kunst überwogen hätte, wenn mir nicht das Selbstvertrauen, ich könnte dabei zu einer Leis-

tung gelangen, noch mehr gefehlt hätte, als vor der Juristerei. Das Alles bewegte uns, während uns ein bequemer Lebensgenuss vergönnt war, der schon recht bescheidene Mittel ermöglichten. Unbeschwert konnte ich mich ihm freilich zunächst nicht hingeben, weil ich zu Hause bei der guten "Tante", der Bree-Kirtin (von Bree wird die Rede sein, wenn ich auf die Zefingerzeit zu sprechen komme), Schulden hinterlassen hatte, in der vagen Hoffnung, dass ich sie von Deutschland aus würde abzahlen können. Dies gelang natürlich nicht, und so traf eines Tages ein betrübter Brief der Mutter ein, die "Tante" habe sich an sie gewandt, um zu erreichen, dass ich meine Versprechungen einhalte. Es handelte sich immerhin um gegen 100 Franken; ob es mir nicht gut bekommen hätte, sie abtragen zu müssen, steht dahin; die Mutter ersparte mirs, und so tröstlich das war, - ich nahm die Sache doch wohl zu sehr auf die leichte Achsel. "Legts zu dem Uebrigen". Uns nach unsern Mitteln zu richten, fiel uns Allen nicht ganz leicht, aber es begaben sich für mich immer Glückfälle. Einen empfand ich als besonders willkommen. Onkel Josef Frey und G. Kiefer kamen in Geschäften nach Berlin und luden mich dahin ein. Ich kehrte von dem Besuch nicht bloß mit unerwartetem Gelde und mit dem Vorgeschmack Dessen heim, was uns im Winter erwartete zurück, sondern hatte auch noch die grosse Gewerbe-Ausstellung gesehen, die damals in Berlin veranstaltet worden war. Vom Gewerblichen ist mir freilich wenig in Erinnerung geblieben, wohl aber die Teilnahme an einer richtigen berliner Landpartie, die mit einer Fahrt über weite Seen begann und in einem belichteten Lokal am Rande des Wassers ihren <sup>materiellen</sup> Höhepunkt fand, während auf der Rückkehr ein glanzvolles Ausstellungsf Feuerwerk die Nacht erhellte. Ich wurde da mit einem Geschäftsfreund seiner Verwandten bekannt, dessen Gastfreundschaft wir Alle im Winter oft genossen durften. Und noch eines andern starkenindrucks habe ich zu gedenken. Die Ausstellung wurde für die Marine-Propaganda benützt, die damals der deutsche "Flottenverein" eifrig betrieb. Es gab dafür ein grosses Theater unter freiem Himmel, aufgebaut, wie ein antiker Cirkus, dessen Mitte eine weites Wasserbassin einnahm. Da wurden nun zunächst ~~im~~ <sup>an</sup> stierlichen Modellen alle möglichen Schiffstypen vorgeführt; die Schiffe bewegten sich selbsttätig auf der Wasserfläche und fuhren in geordneten Reihen lautlos auf; dann kamen Manöver mit Hilfe von geheimnisvollen Flaggensignalen gelenkt, und zuletzt gab es eine donnernde Seeschlacht, die die Zuschauer zur Begeisterung hinriess. Die Aufführung ist mir bei dem Gedanken über die Schicksale der deutschen Marine

später immer wieder in den Sinn gekommen. Aus dem Spiel, das da gezeigt worden war, ist blutiger Ernst geworden. Unterseeboote, die später so bedeutsam geworden sind, gab es freilich, glaube ich, 1896 noch nicht.

Das Semester fand bald sein Ende; wir kehrten in die Heimat zurück, ich weiss nicht mehr, ob wir damals oder erst vor Berlin aus Kassel gesehen haben; aber ich will nicht unerwähnt lassen, dass mir in Kassel Rembrandt das grosse Erlebnis geworden ist, der mir bis dahin, so viel ich von ihm schon gesehen hatte, verschlossen geblieben war. Solche Wandlungen sind mir, obschon ich sie wiederholt erfuhr, unerklärlich. Die merkwürdigste freilich habe ich später nicht an mir selber, sondern an meiner Frau erlebt. Sie hatte lange Modlers Landschaften nicht zu "sehen" vermocht und hatte mich ein wenig wider Willen in die basler Kunsthalle begleitet, von deren Modlerausstellung sie sich nach ihren Erfahrungen nichts versprach. Sie liess mich allein beschauen und setzte sich ein wenig gelangweilt in die Mitte eines Saales und blickte ins Leere da fühlte sie sich plötzlich, - so erzählte sie, als sie mir aufgeregt nachkam - an dem ihr vertrauten Thunersee, ohne sich Rechenschaft geben zu können, wie sie da gerade darauf komme - und siehe, da hing weit weg an der Schmalseite des langen Saales die unvergessliche Aussicht auf den Niesen und der Berg erhob sich mit einer Klarheit der Gestaltung, die sie nicht für möglich gehalten hätte. Als sie auf das Bild zugegangen sei, habe sie einen gewöhnlichen unverständlichen "Modler" gefunden und doch habe sich die Erscheinung wiederhergestellt, sobald sie weggetreten sei. Und dann hätten sich auch benehbare Bilder entschleiert - wennauch nicht jedes gleich willig. Ähnliches ist mir in Kassel widerfahren, auch von meinen Augen fiel ein Schleier, der nicht wieder vorgezogen worden ist, den bis dahin aber alle Lehre und Anschauung nicht hatte beseitigen können. Was das für einen weit über Rembrandt hinausreichenden Kreis von Bildern zu bedeuten hatte, dessen bin ich mir erst viel später bewusst geworden. Wohl hatte Wölfflin immer gelehrt, es gelte, sehen zu lernen. Aber solange man nicht erfahren hat, was Sehen eigentlich heisst, hilft diese Anweisung wenig; man müsste wissen, welche Schattlichkeiten es gibt, und <sup>für</sup> solches Wissen bot die Beschäftigung mit der mich zunächst erfüllenden italienischen klassischen Kunst nur eine Grundlage, von der aus seine Entwicklung nicht unmittelbar angelegt wurde. Es selbständig auszubilden, ist mir nie gelungen, und selber wie ein Künstler zu sehen, blieb mir vollends versagt; erst im hohen Alter habe ich ein einziges Mal eine Vision gehabt,



die es mir zeigte, sie hat sich aber nie mehr eingestellt und hat sich auch nicht wieder hervor rufen lassen. Ich blickte von meiner Veranda auf die blühenden Gartenbeete, herab, auf denen die Pflanzens in starker Verkürzung zu sehen waren, sie standen in voller Sonne; und da schienen ihre Schatten, die die Erde verdunkelten und die sonnerheilten Flächen dazwischen auf einmal in einer Ebene mit dem Grün und den Blumenfarben zu liegen und es wurde faßbar, dass man nur die verschieden getönten Flecken dieser Ebene nachzubilden hätte, um den ganzen Natureindruck mit all seiner Kühnlichkeit widerzugeben; ich vermochte mir dabei sogar davon Rechenschaft zu geben, dass ich das Bild, das sich mir so darbot, nicht hätte festhalten können mögen, dass es vielmehr, um etwas zu besagen, hätte geändert werden müssen (- freilich wie?), und sah sich so vor die Entscheidung gestellt, die ein Maler zu treffen hätte. So oft ich die Entstehung von Malereien unmittelbar habe verfolgen können, in das Geheimnis dieser Entscheidung bin ich nicht eingedrungen, weil ich schon nicht zu erfassen vermochte, wie sie sich stellten. Deshalb bin ich auch gegenüber Komplimenten von Künstlern über meine künstlerische Saupfindung stets skeptisch geblieben. Es wird der Zufall gewesen sein, was sich das Ihre treffen liess, wenn auch vielleicht etwas ein Zufall, der sich an besondere Voraussetzungen anknüpfte.

Nach den Ferien, von denen ich einen Teil mit der Mutter und den Geschwistern an Schwarzsee im Freiburgischen verbracht hatte, folgte der Aufenthalt in Berlin im Winter 1896/97.

Er gestaltete sich anders als der hallische. Wenn auch die Vorlesungen gewissenhaft besucht und die Tagesstunden vorwiegend zu juristischen Arbeiten benutzt wurden, wurde doch ein ausgesprochenes Grosstadtleben mitgelebt; es drängte sich allerdings unwiderstehlich auf.

Schon auf der Universität fühlte man sich noch mehr als in Halle als blosser Nummer, oft fand man in den Hörsälen kaum Platz und das charakteristische studententum trat, ausser bei Festenlässen, sehr zurück. Man suchte sich selber als Grossstädter zu geben, das Alles geläufig sei. Wir wohnten, wieder zusammen, an der Linienstrasse, nahe beim nördlichen Ende der Friedrichsstrasse, nicht sehr weit von der Universität, die wir nicht von den "Linden" aus, sondern von der Rückseite, durch das Kastanienwäldchen, erreichten, wobei dann der Blick durch die Fenster nach vorn jedesmal eine Ueberraschung war,

denn da war immer bewegtes Leben. Ich nahm besonders gern den Weg an Schloss Montbijou vorbei, das ziervoll am Wasser gelegen war; jenseits der Brücke führte dann der Kupfergraben mit dem Blick auf die Museen hinüber, von denen mich der Bau des "Alten" stets besonders entzückte.

Die juristische Hauptvorlesung des Semesters war für mich das Strafrecht, über das der originelle Josef Kohler höchst temperamentsvoll und polemisch vortrug. Dass ich Kohler hören konnte war ein Glück für mich. Das Strafrecht interessierte mich zwar mässig, aber Kohler wusste es Einen lebendig nahezubringen, sodass man ihm gerne folgte, und unserm guten basler Strafrechtler, Prof. Albert Teichmann, wäre es, wie ich nach der Rückkehr erfuhr, nicht gegeben gewesen, solche Folge zu erreichen; dass damit aber bei mir eine grosse Lücke offen geblieben wäre, habe ich in meiner Amtstätigkeit einsehen lernen - sie sie erwies sich da ~~es~~ noch immer als bedenklich genug.

Daneben hörte ich mit besonderem Vergnügen Kirchenrecht bei dem alten Bernhard Hübler, den ich als höchst feinsinnig und überlegen empfand.

Da s durch Stammler angeregte Interesse führte mich auch in die Vorlesung von Adolf Wagner über Nationalökonomie; ich besuchte sie zwar anhaltend, aber es ergab sich dabei für mich keine Verbindung, mir Stammlers grundsätzlichen Erörterungen und an sich zog mich der Stoff nicht an, so dass ich keine Förderung erfuhr.

Oft wurde, wenn der Zudrang es ermöglichte, bei andern Berühmtheiten hospitiert, so habe ich einmal Freitschke gehört, dessen "Politik" ich schon gelesen hatte; doch war mir sein Ton ausgesprochen unangenehm. Mächtig hatte mich die von Erich Schmidt angekündigte Vorlesung über "Faust" angezogen, und ich hatte sie auch belegt. Die Fülle von Wissen, die da ausgegossen wurde, enthielt ungemein viel Interessantes, aber mir fehlte durch den ganzen Winter hindurch, dass es nie zur Würdigung der dichterischen Erscheinung kommen wollte; ich zweifle nicht daran, dass die dem in dem Vorgetragenen vielfach enthalten war, aber sie bildete nicht dessen sichtbaren Mittelpunkt, und darauf hatte ich gehofft. Dazu machte mir schon die Sprache E. Schaldes Schwierigkeiten; er pflegte die Szenen mit den Textüberschriften zu bezeichnen und diese waren für ihn eine Art technischer Begriff geworden: wenn er dann immer wieder von "trübertagfällt" sprach, so merkte ich lange nicht, dass damit die Scene gemeint sei, in der Faust und Mephisto an ein-



habe der Künstler nicht Unrecht getan, Kainz könne, ohne seinen Ruhm zu gefährden, höchst ungleich sein. Ich habe seit jenem Abend zufällig nie mehr Gelegenheit gehabt, ihn zu sehen. - Natürlich

führte uns unsere Theaterbegeisterung nicht nur in den Bereich hoher Dichtung und literarischer Aspirationen; leichtere Kost lockte ebenso sehr und war Studentenbörsen meist auch leichter zugänglich. Da gab es Sardou zu sehen und Falda ("du bleibst ein König auch in Unte hosen") verfehlte keine Wirkung ebenso wenig wie das immer wiederholte "Reis ia mei Leibepels" im Jiddischen Theater, das irgenwo in einem Keller fast unauffindbar und in unglaublich primitiver Aufmachung Nichtjuden und noch stärker Juden zu La chealven hinzureissen wusste, wie ich sie später nur noch bei Grock vernommen habe.

Wenn ich an das ernste Theater zurückdenke, so drängt sich mir immer der Name Theodor Fontane auf, der es in seinen Casserien über das Theater unübertrefflich geschildert hat, wenn es sich auch seit dieser Schilderung stark mag geändert haben, bis wir nach Berlin kamen. Jedenfalls war es mir ein hoher Genuss, sie zu lesen, und dabei so viele Gestalten wiederzuerkennen, die von der Bühne her auf uns gewirkt haben. Schlage ich das Buch auf, so bin ich heute nicht immer mehr gewiss darüber, ob es die Wiederbelebung dieser Gestalten ist, was mich darin entzückt, oder der Geist des Verfassers. Da war reichlich als der mancher ~~Rezeptionskritik~~ von den Schauspielern, über die er zu sprechen hatte, und sichert ihr Gedächtnis wohl besser, als sie selber es zu tun vermochten.

Die Oper zog mich nicht im gleichen Masse an, wie das Schauspiel, und dennoch sind mir davon starke Eindrücke lebendig geblieben. Ich sah "Don Giovanni" zum ersten Male, und, gleich zum Beginn des Winters, das "Figaro", auf den wir uns besonders gefreut hatten. Denn da spielte Emilie Selti-Herzog, die vor kurzem am ~~signa eidg.~~ Sängerkongress in Basel Triumphe gefeiert hatte, (sie sang da unter Andern in der Riesenhalle "Deborahs Siegesgesang so, dass man vom Siegestaumel unmittelbar ergriffen wurde) - da sollten wir sie, die Schweizerin, an der eigentlichen Stätte ihres künstlerischen Wirkens sehen dürfen. Wir offenbarte sie sich damals beim ersten Wort, das sie zu sprechen - nicht zu singen hatte (die Recitative wurden damals an der Berliner Oper noch gesprochen). Darin kam das Wort "Tapetentür" vor und diese drei "t" konnten nur von einer Landesmännin kommen; sie haben den Kontakt hergestellt, der uns dann freilich an ihre Suzanne völlig gefesselt und durch diese erst eigentlich hat mir Mozart

ans Herz gegriffen.

Noch in einer andern Rolle ist mir Emilie Herzog unvergesslich geblieben: als Frau Fluth in den "lustigen Weibern", und auch da erschloss sie mir die Musik bis zur Bezauberung, die dann in dem hinreissenden Intermezzo gipfelte; da hatte sie nicht mitzusingen, aber wenn es in mir widerklingt, habe ich stets Frau Fluth vor Augen. So geht es mir auch, wenn ich das Lied höre "Man am-ene Ort es Blumli geseh". Emilie Herzog trat ein paar Jahre später als Gast in Basel auf, und da gab es die bekannte Einlage am Clavier, an dem die Gräfin sass sass. Eine brillante Konzertarie hatte Begeisterung ausgelöst, da brachte ein Diener einen Zettel, den die Sängerin entfaltetete, um einen Augenblick zu stocken. Und nun trat sie an die Rampe, in ihrer Uniform mit der schräg aufgestülpten Mütze, sagte: "ich werde um ein Schweizerlied gebeten", und sang ohne Begleitung, unter atemloser Stille. Alles Theater versank, und nur die Heimat erklang. - Ist es ein Wunder, dass später auch Erika Wedekind, so sehr ihr Gesang mich bewegte, und so wenig ich abzuwägen im Stande wäre, doch die Erinnerung an Frau Welti-Herzog nicht auslöschen konnte?

Ich habe die Künstlerin in Berlin auch persönlich sehen dürfen; ich war ihrem Gatten, der als Zeitungskorrespondent dort lebte, empfohlen worden, und suchte ihn auch wirklich mehrmals auf, wobei einmal seine Frau gegenwärtig war. Die Begegnung wurde nicht zu Erlebnisse; es mag mir dabei ähnlich gegangen sein, wie in dem schweizer Künstlerhause, meine Vorstellungen wurden nicht Wirklichkeit. Vielleicht war es die Enttäuschung darüber, was mich davon abhielt, einer höchst lockenden Einladung Dr. Weltis zu folgen: ich sollte ihn doch gelegentlich bei seinem Abendchoppen aufsuchen, zu dem sich wöchentlich ein kleiner Kreis Schriftsteller zusammenfand; Theodor Fontane erscheine da häufig. Den hatte ich, bei noch sehr beschränkter Kenntnis seiner Werke, schon damals ins Herz geschlossen; aber ich brachte es sei nicht über mich, eine Begegnung zu wagen, bei der ich so gar nicht zu bieten hätte und mit dem Gefühl dasitzen müsste, dass ich die alten Herren nur störe. Das hat mich später schwer geraut, fast schwerer noch, als die Scheu, die mich im Gynasium abgehalten hatte, zu einem Aulavortrag Jacob Burckhardts ins Museum zu gehen, (was die letzte Gelegenheit dazu gewesen wäre). Denn Fontane gewann für mich in der Folge immer mehr Bedeutung.

Auch das gesungene Theater wurde nicht nur der Hohen Kunst willen aufgesucht, es gab da ebenfalls die verschiedensten Sphären: auch "do" entzückte uns und behielt für mich später den Sieg über "von der anspruchsvollern "Butter-fly" nicht zu reden. Ehe Ernüchterung ist dann freilich doch endlich nicht ausgeblieben, die sich, wie

manche ander schmerzlich empfand. Und es ging noch viel weiter herunter in den "Intergarten oder das Walhallatheater mit ihren Variétévorstellungen. In Cafarets kamen wir selten; da musste man meist Wein trinken und das pflegte unsere Mittel uns nicht zu erlauben.

Die Musikfreude führte uns aber auch in Konzerte. In der Philharmonie dirigierte Arthur Nikisch das berühmte Orchester und den Studenten waren die Hauptproben leicht zugänglich, und auf die Konzerte in der Singakademie machte uns Professor Andreas Heusler, von dem ich bald werde zu erzählen haben, nachdrücklich aufmerksam.

Tagsüber bereiteten die Museen dem Studium starke Konkurrenz, trotzdem die Sonntage für deren Besuch zur Verfügung standen und wir in der Winterzeit dafür auch zum grossen Teil ausgenützt wurden. Zu erzählen, was es da alles zu bewundern gab unterlasse ich, und beschränke mich darauf, festzuhalten, dass die Fülle der Eindrücke es mir schliesslich zur Gewissheit werden liess, ich müsse der heimlichen Hoffnung darauf entsagen, ich könnte vielleicht einmal zu ihrer Ordnung beitragen helfen. An ein paar Einzelheiten ist mir das besonders bewusst geworden: Da stand das "Mädchen von Lille", da stand der sogenannte "Giovannino" und da standen die verschiedenen Vorschläge für eine Ergänzung der tanzenden Mänaden, deren Torso so viel Bewegung ahnen liess. Ich kannte den Streit um diese Plastiken, aber ich fühlte mich völlig ausserstande, mir darüber eine eigene Meinung, die ich hätte begründen und verteidigen können, zu bilden: bei dem Mädchenkopf nahm mich der Liebreiz gefangen, durch den ich nicht durchsehen konnte, bei dem Jüngling verwirrte mich der Widerstreit zwischen der Künstlichkeit der Gestaltung und des Gefühlsausdruckes, von der ich im Zweifel blieb, ob damit nicht doch Michelangelo an musikalische Grenzen habe gehen wollen, und über die Mänade konnte ich mich nun gar nicht entscheiden; die prämierten Lösungen sagten mir gerade am wenigsten zu, und doch trugen mehrere davon berühmte Namen. Freilich hatte ich bisher der Plastik wenig Aufmerksamkeit geschenkt, und zunächst waren für mich die farbigen Bildwerke der italienischen Renaissance die grosse Offenbarung der berliner Sammlungen gewesen, von denen aus die Brücken zur Antike, und zur Gegenwart, nicht leicht zu finden waren. Von den vielen neuern Denkmälern Berlins liessen mich die Meisten unberührt, auch berühmte, und wie sie die wilhelminische XIX Gegenwart vermehrte, kam mir arg fragwürdig vor, ohne dass ich hätte sagen können, warum; aber auch bei Tualions vielbewunderter Amazone, die gegen das Andere ausgespielt wurde, fand ich nicht recht Ruhe. Es wirbelte eben zu viel vor mir und in mir durcheinander, und ich merkte wohl, dass ich halt doch kein Grossstädter war. XIX Wie viel sich später klärte, bleibe dahingestellt



Einstweilen hielt ich mich an die alte Malerei, von der mir vieles zum dauernden Besitz geworden ist.

Die Stadt, so stark sie mich gefangen nahm, übte nicht den Zauber auf mich aus, den ich später in Paris vom ersten Augenblick an verspürt hatte. Es roch in Berlin überall so widerlich. Als ich nach mehr als einem Jahrzehnt noch einmal kurz da verweilte (noch vor dem Kriege), fiel mir das sofort wieder auf die Beven, und doch hatte ich inzwischen kaum mehr an diese Empfindung gedacht; das erklärte mir dann die Irritation, von der ich in dem Berliner Semester nie recht frei geworden bin. Natürlich bewunderte ich Vieles was es zu sehen gab; aber es lag wohl an der Schwierigkeit, sich an das hastige Leben der Stadt zu gewöhnen, dass wir Alle manchmal verdriesslich waren, ohne zu wissen warum. Wir fanden uns oft für unser hässl. Geld schlecht genährt; eine Zeitlang mochten wir unsere Speisehäuser gar nicht mehr zu betreten und nahmen zu Confiseries unsere Zuflucht, wo es uns auch nicht recht schmeckte. Ein Lichtpunkt waren für mich in dieser Hinsicht die Sonntage. Wir hatten unter den Linden ein kleines italienisches Restaurant entdeckt, das freilich für den Alltag zu teuer gewesen wäre, wo man sich aber in kleinen Speisezimmern betreibt und nicht nur abgefüttert fühlte wie in unsern gewöhnlichen Gaststätten. Da konnte man zum Essen einen Fiascone Chianti bekommen und nachher eine Österreichische Virginia, Hochgenüsse, die uns erlesen vorkamen.

Doch wäre es undankbar, die Gastfreundschaft zu übergehen, die wir, teils alle zusammen, teils einzeln geniessen durften. Zufällig gab es zwar in unserm Semester keine der Empfänge, die der schweizerische Gesandte, Minister Roth für die schweizer Studenten zu veranstalten pflegte; unsern Besuch auf der Gesandtschaft haben wir gemacht, wie uns empfohlen worden war, und wurden wohl aufgenommen, wenn auch nicht mit spürbarem Interesse. Noch sehe ich uns im Empfangszimmer auf das Erscheinen des ersten im Amte stehenden Diplomaten warten, dem ich begegnen sollte. Bisher hatte ich nur die imposante Gestalt von Minister Emil Frey, der eben Bundesrat geworden war, kennen gelernt, dessen Diplomatenzeit schon weit zurücklag. Dass sie ihn in eine grosse Welt geführt und dass er <sup>die</sup> nicht vergessen habe, zeigte schon die elegante Kleidung an, in der er sich stets zeigte, besonders deutlich sein grauer Zylinder. Als sich nun Minister Roth, ein Oberst wie Emil Frey, durch die Türe schob war von grosser Welt auch gar nichts zu bemerken; es trat ei



Ältliches Schweizermännlein, an dessen Nase ein Tröpflein blinkte - die bleiche Wintersonne hatte sich just das Aufleuchten dieser Stelle vorgenommen, - und alle Eleganz fehlte der übrigen Erscheinung. Bald fand sich auch die Frau Minister ein, sie wirkte stark als Queen Victoria neben ihrem bescheidenen Gatten. Meines Lächelns habe ich mich bald geschämt, als ich allmählich von dem vortrefflichen Wirken des Gesandten vernahm, das unserm Land über recht schwierige Situationen weggeholfen hat.

Effektiver war die Gastfreundschaft des Germanisten Andreas Heusler, die uns Freund seinem Neffen Speiser ohne weitere gleichstellte. Wir durften wöchentlich bei ihm zu Mittagessen erscheinen und wurden auch zu Abendgesellschaften etwa eingeladen. Heusler war der einzige Sohn unseres basler Lehrers; er stand damals noch am Anfang seiner wissenschaftlichen Laufbahn, aber wenn man in sein Haus kam, bemerkte man bald, dass diese die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Welt schon auf sich gezogen hatten. Oft saßen an seinem Tische neben uns Studenten Professoren mit berühmten Namen, und keineswegs nur Fachgenossen, und immer verstand es Heusler, uns ins Gespräch zu ziehen. In Erinnerung ist mir besonders Hermann Grimm geblieben, der mehrmals erschien; Da ist freilich die Unterhaltung meist über unsere Köpfe hinausgegangen. Ich bewunderte die weltmännlichverbindliche Art des Hausherrn, Er hatte ausgesprochenen Sinn für Scherz und Waise, das verband sich aber mit einer Gehaltenheit, die mir als eine merkwürdige Mischung von altbaslerischem Gehaben und Weltgewandtheit erschien; darin hatte aber das zweite Element die Führung. Doch erweichte erhielt sich bei ihm auch das erste, und ich empfand es im späteren Leben besonders stark, wenn er mich ( was sonst niemandem mehr eingefallen wäre), respektvoll als "Her Rotscher" anredete. Seine nordischen Studien erfüllten ihn damals ganz, die Sprache kam oft auf sie, und er trug gerne Lieder der Edda vor, die er dann übersetzte. Ihn vortragen zu hören war ein hoher Genuss. Der war uns unmittelbar zugänglich, wenn er Lieder etwa aus der Knaben Wunderhorn oder gar Goethelieder darbot. Dass seine Gedanken viel um Goethe kreisten, wurden wir bald gewahr und kamen auch den Bahnen auf die Spur, denen sie folgten. Es hat mir einen tiefen Eindruck gemacht, wie da das dichterische Wort und seine Fügung besetzt und mit den Gedanken der Dichtung in Verbindung gebracht wurden. Ich empfand dabei, dass sich Heusler dem Kunstwerk auf ähnliche Art zu nähern versuchte, wie Wölfflin dessen näher Freund er denn auch längst war.

Die Dame des Hauses, Frau Professor Heusler, war ausübende Künstlerin, sie hatte sich mit ihrem Gesang einen Namen gemacht, und wirkte, als wir bei ihr verkehrten, als beliebte Lehrerin. Heusler war selbst, wie sein Vater ein grosser Musikliebhaber; so wurde nach Tisch gewöhnlich noch Gesang gepflegt. Oft waren Schülerinnen zugegen, die dazu herangezogen wurden, und es gab über den Winter mehrmals musikalische Abende. Dabei geriet nicht immer alles nach Wunsch; in mir taucht immer wieder das unglücklich ältliche Mädchen auf, das mit "Ocean du Ungeheuer" so zu gar keiner dramatischen Wirkung gelangte und dabei den Hauptteil wie eine Operettenarie wiedergab. Der Hausherr blieb verbindlich, die Lehrerin hatte Mühe, ihre Enttäuschung zu verbergen. Sie war von sehr anderem Naturell als ihr Gatte; sie stammte aus Mitteldeutschland und war wohl, als er sich mit ihr verband, schon längst ein selbständiges Leben gewöhnt von eigenem Stile gewöhnt; impulsiv und lebhaft stach ihr Geben von dem ihres Mannes stark ab, doch begegnete er ihr mir einer unbefangenen Ritterlichkeit, die sie stets zu Geltung kommen liess. Uns behandelte sie mit mütterlichen Interesse, liess sich gerne Kleinigkeiten erzählen und sorgte für unser Wohlbefinden an ihrem Tische. Wenn es da für unsern Geschmack etwas viel Thee gab, so wusste Herr Professor Heusler um andere Gellüste, und wir kamen nie zu kurz. Die Wohnung war geräumig und es standen Plüschmöbel im Salon mit dem Flügel. Vom Esszimmer daneben habe ich die Erinnerung, dass man sich darin in Basel wöhnen konnte.

Wir kamen aber auch in andere Cirkel. Jene kaufmännische Sommerbekanntschaft trug mir die Einführung in einige Familien ein, die zur sogenannten französischen Kolonie von Berlin gehörten. ~~Kranz~~ Französisch war da freilich nichts mehr, als das Bewusstsein davon, dass man mit den nach Preussen geflüchteten Hugonotten zusammenhänge, wenn auch nur indirekt. Davon ~~xxxxxxx~~ schwebte in dem herrschenden Tone noch immer etwas mit, wie man sich auch an die französische Kirche mit ihren calvinistischen Traditionen hielt. Es wurde auf eine besondere Art Manierlichkeit Gewichtgelegt, doch erschwerte das uns den Verkehr nicht, da die Gastfreunde damit rechneten, sie werde uns fehlen, so wurden wir unbefangenen darüber belehrt, es war oft davon die Rede, wie man sich in der Colonie benehme, und es war gar nicht schwer, sich einzufügen; denn die Regeln waren keineswegs drückend und besonders im Bezug auf die jungen Damen, die wir kennenlernten, viel larger, als was wir von Basel her gewöhnt waren. So habe ich da gute Freundschaften geschlossen, die zum Teil noch Jahre hindurch fort dauerten. Der erste Krieg hat die Beziehungen denn

freilich mit der Zeit unterbrochen. Von der Colonie und ihrer Gesellschaft erzählt Fontane so viel Bezeichnendes, dass ich nur auf seine Schilderungen und Briefe zu verweisen brauche. Zum zweiten Male drängt sich mir dieser Dichtername auf, und ich kann ihn nicht noch einmal nennen, ohne zu sagen, was er mir bedeutet. Freilich zum Ruhre von Fontanes Dichtung vermöchte ich nicht beizutragen; sie gehören zu meinem kostbarsten Besitz. Aber wie er mir das Verständnis für norddeutsches Wesen erschlossen hat, dafür bin ich ihm unsäglich dankbar; er hat sich dauernd vor Einseitigkeit bewahrt. Er repräsentiert ~~es~~ selber, aber in erlesenster Art: er steht zugleich drin und überlegen darüber, und eben dieses Darüberstehen ist es, das einem gewohnt. Ihm bleibt das Feld immer offen, und auch, wo seine Meinungen beifremden, oder ein Lächeln erregen, fühlt man das durch ihre Aeusserung hindurch. Und wenn man es fühlt, so vergeht einem oft auch das Lächeln, und Bezweifeltes lässt Wahrheiten durchschimmern, die zuerkennen Gewinn bedeutet. Menschen sind eben verschiedenen Schläges, und wenn jeder das Andersartige nur mit seinem Masse misst, wird er es nie verstehen lernen. Fontane gibt einem wohl seinen Massstab für die preussische Art in die Hand und man empfindet den wohl selber als preussisch, aber als mit soviel allgemein Menschlichem, soviel Tiefe durchsetzt, dass er wie ein Schlüssel wirkt. Hat man damit den Zugang einmal erlangt, so wird man sich auch in andern Schilderungen zu recht finden, und auch dem Leben selbst gegenüber, wie es wenigstens früher war. Die Aenderungen die es bis heute erlitten hat, sind mir freilich fremd, und sie bleiben mir auf Grund der alten Anschauungen fixirter unverständlich - gerade im Gedanken an Fontane. An dem halte ich aber fest, nicht aus Dankbarkeit, sondern auch in der Hoffnung auf das Wirken seines Geistes, eines dessen tiefe Vaterlandsliebe so bewirkt um Unvoreingenommenheit rang. Ich liebe ihn, auch wenn er mich noch immer zum Lächeln bringt, wie etwa mit seiner Klage über den Gottfried-Keller-Ton der Sieben Legenden, im Theodor-Fontane-Ton angestimmt, der jede Zelle von ihm kennzeichnet.

Die höher Schichten der Berliner Gesellschaft habe ich nicht kennengelernt; ein bisschen high life hat liessen mich nur ein paar Einladungen eines alten Brombacher Freundes schmecken, der auf seine eigene Faust damals ein grosser Geschäftsmann geworden war, und mich ein paar Mal fürstlich bewirtete. Dem machte es Vergnügen, sich an der Bewandlung der des Grünschnabels zu ~~ein~~ weiden, dem er unerreichbare Gewässer verschaffte, und er verstand es vortrefflich, diesen dabei als Cavalier von gleichem Rang erscheinen zu lassen. Das Beste an den Abenden blieb, dass er sich als den gleichen herzenguten und den seinen zu Hause ergebenen Menschen erwies, so

eigenwillig er sich entwickelt hatte. Ich habe ihn später nur noch ein einziges Mal gesehen; sein Leben war abenteuerlich; nun ist es längst abgeschlossen.

Auf den Strassen war damals freilich von den höchsten Kreisen der höchsten Gesellschaft viel zu sehen; gewöhnlich zeigten Anwesenheiten an, wo etwas los war. Die Minister allerdings blieben ziemlich unbemerkt, aber Generäle traf man zu Pferde und zu Fuss häufig an und lernte auch ihre Namen kennen. Hofwagen fuhren alle Augenblicke durch die Strassen, man stiess auf den der Kaiserin, wenn sie Einkäufe machte und wunderte sich, dass sie ihre Begleiterin zuerst in die offene Victoria einsteigen liess, bis man den Grund merkte; und S.M. konnte man fast täglich vom Ausritt durch die Linden zurückkehren sehen. Ich erinnere mich meiner Versuche, seine Miene zu deuten; sie war meist todernst und düster. Nur einmal habe ich den Kaiser in heiterem Gespräch reiten sehen, meist ritt er seinem Adjutanten in sich versunken voraus. Das Jahr 1897 brachte die Tage, da das Andenken Wilhelms I., der 1797 geboren worden war, gefeiert wurde. Schon um Neujahr hatte eine Ceremonie im Zeughaushofe, zu der die ganze hohe Generalität erschien, stattgefunden, und am Geburtstag des alten Kaisers gab es ein grosses Fest, als dessen Hauptakt mir der Einzug des Enkels durch das Brandenburgthor an der Spitze seiner Truppen unauslöschlich im Gedächtnis bleibt. Nichts von Festfreude lag darüber; der Kaiser selbst ritt finsterner einher, als je, in blinkenden Kürass, den Adler auf dem Helm und mit drängender Wucht folgten ihm seine glänzenden Regimenter, einer hinter dem andern in den verschiedensten Uniformen: zu Ross, zu Fuss, mit Lanzen und Geschützen, und der Zug wollte nicht enden. Da überkam mich zum ersten Male das Gefühl der Bedrohung, das mich beim Anblick unserer heimischen Truppen nie ergriffen hatte, und es fiel mir umso schwerer aufs Herz, als das grosse militärische Schauspiel zum Hauptstück der ganzen patriotischen Feier gemacht worden war. So viel Volk es anzog, so wenig aktive Teilnahme wurde von diesem Volke verlangt oder erwartet; es gab keine Veranstaltungen wie wir sie bei vaterländischen Festen gewohnt waren, und, irre ich nicht, so gaben gerade jene Tage dem Kaiser Gelegenheit zu einer der unglücklichen Reden, die ihn berüchtigt gemacht haben, und von denen dann die Witzblätter und die von uns siffrig gelesenen "Zukunft" Maximilian Hardens, mit ihrem Spott widerhallten.

Die Kritik an den politischen Zuständen war, wie die Kritik an der gesellschaftlichen, sehr in Schwang; sie genoss weitgehende Duldung, wenn auch immer wieder von Majestätsbelästigung die Rede war. Es gab häufig politische Versammlungen, wir suchten vorzugsweise solche von Parteien auf, deren Bestrebungen uns fremd waren; ich

erinnere mich, den merkwürdigen Hofprediger Stöcker, dann Friedrich Naumann, aber auch den Antiesemiten gehört zu haben, bin aber über das von ihnen Vorgetragene nicht Klug geworden, und fand nur Naumann anziehend. Jedenfalls: Spannungen waren fühlbar genug, um zu solchen Veranstaltungen zu locken. Jener militärische Aufmarsch schien die Antwort des Herrschers darauf zu sein und grenzenlose Macht demonstrieren zu wollen; das schreckte, reizte aber auch; denn an geistige Ueberlegenheit mochte man, - soviel hatte die Opposition doch damals gewirkt - nicht recht zu glauben. Die Empfindungen, die dem alten Kaiser noch immer entgegengebracht wurden, stachen von der Stimmung des Tages sehr auffallend ab, wenn sie sich auch zum grossen Teil bei dem Jubiläum in unerträglichen Formen ausserzten. Doch war auch das sehr eindrücklich und trug zu der Bedrückung bei, die jene Tage bei mir hinterliessen: sie bildeten das Gegengewicht gegen das, was mir Fontane bot.